This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

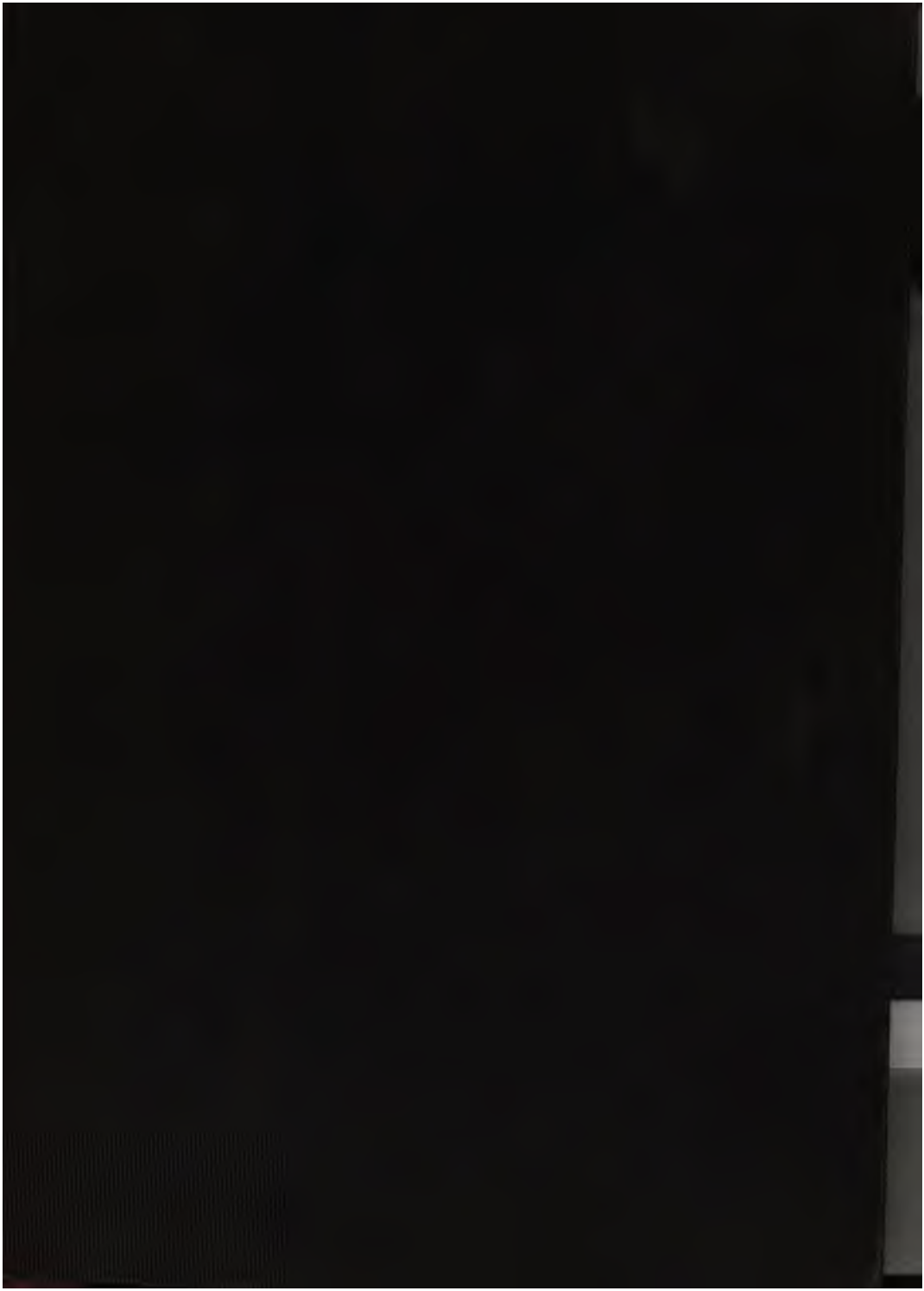
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

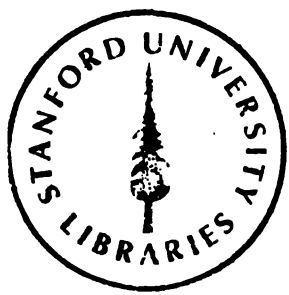
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

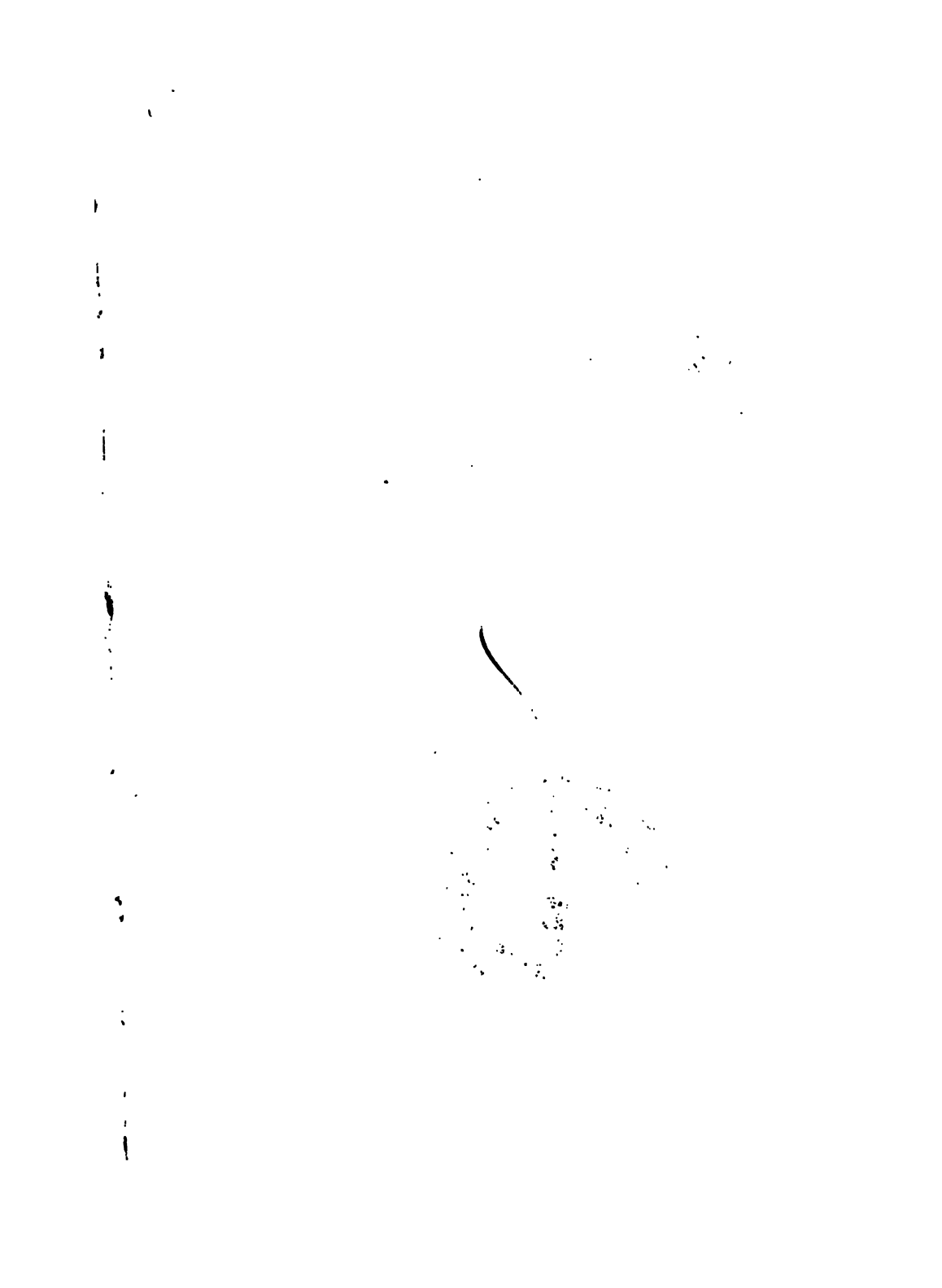
**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.




STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

112



# Wilhelm von Humboldt.

Eine Biographie

von

Aem. Ewald.

„Ich kann kaum der Begierde widerſtehen, ſo viel als nur immer und irgend möglich iſt, ſehen, wiſſen, prüfen zu wollen. Der Menſch ſcheint doch einmal dazu da zu ſein, alles, was ihn umgiebt, in ſein Eigenthum, in das Eigenthum ſeines Verſtandes zu verwandeln, und das Leben iſt kurz. Ich möchte, wenn ich gehen muß, ſo wenig als möglich hinterlaſſen, das ich nicht mit mir in Berührung geſetzt hätte.“

W. von Humboldt.

Mit Portrait.

Zweite Auflage.

Caſſel 1854,

Ernſt Balde.

# Erſter Abſchnitt.

Geburt. — Jugend- und Univerſitätsjahre.

---

Wie wir das Leben Alexanders von Humboldt geſchildert haben, ſo wollen wir jetzt verſuchen, eine Biographie ſeines großen Bruders zu ſchreiben, Wilhelms von Humboldt, der ihm nicht allein deßhalb Bruder war, weil Eine Mutter Beide unter ihrem Herzen getragen, der ihm auch ein Bruder und nächſter Verwandter am Geiſte geweſen iſt. Fürwahr, es iſt eine ſeltene Erſcheinung, die wir vor uns haben: zwei Brüder, gleich groß, gleich bedeutend, ſo daß der ſchärfſte Verſtand nicht unterſcheiden könnte, welcher von dieſen Beiden der größere iſt! Auch wir wollen das zu entſcheiden nicht verſuchen, wir wollen uns freuen, daß unſere Nation zwei ſolche Brüder erzeugte, und dieſe Freude, ſo wie die hohe für dieſe Männer in uns herrſchende Verehrung ſollen uns auch bei dieſer Arbeit die Feder führen, wie ſie es bei der früheren gethan. —

Wir gehen ſchnell zur Sache, indem wir die einleitende Familien- und Jugendgeſchichte Wilhelms von Humboldt ſo wiedergeben, wie ſie in der Biographie Alexanders bereits erzählt wurde.

Die Familie Humboldt ſtammt aus Pommern, woſelbſt ſie im

Fürstenthum Camin und im Neustettiner Kreise gelegene Güter besaß. Seit jener Zeit, in welcher Preußen Besitz von diesen Landstrichen nahm, bekleideten die Humboldt Militair- wie Civil-Stellen; auch verließen sie ihren bisherigen Wohnsitz und erwarben neue Besitzungen im Magdeburgischen. Unter König Friedrich Wilhelm I. diente in der preußischen Armee ein Capitain Hans Paul von Humboldt, der Großvater Wilhelms. Er war mit einer Tochter des preußischen Obristen und Generaladjutanten von Schweder vermählt, und erzeugte drei Söhne, von denen Alexander Georg von Humboldt der Vater Wilhelms ist.

Alexander Georg von Humboldt, Erbherr auf Hadersleben und Ringenwalde, wozu er später noch das Schloß Tegel, zwischen Berlin und Spandau, von dem königlichen Forstdepartement in Erbpacht nahm, ist im Jahre 1720 geboren. Er diente lange Zeit im Finkenstein'schen Dragonerregiment, wurde Major und Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, und als solcher im siebenjährigen Kriege häufig mit vertrauten Sendungen an den König abgeordnet. Nach Beendigung des Krieges wurde er vom König zum Kammerherrn, so wie zum diensthuenden Kammerherrn bei der Prinzessin Elisabeth von Preußen ernannt, und lebte er deßhalb in Potsdam — als die Prinzessin ihren bisherigen Aufenthaltsort mit Stettin vertauschte, wohnte er theils in Berlin, theils in Tegel.

Humboldts Stellung war und blieb eine ziemlich bedeutende — er erfreute sich nach wie vor der Gunst des Prinzen von Preußen, des nachherigen Königs Friedrich Wilhelm II., der ihn unter anderem Jahr für Jahr in Tegel besuchte, und würde wahrscheinlich, hätte er dessen Regierungsantritt erlebt, eine bedeutende Stellung unter der neuen Regierung eingenommen haben. Wir besitzen u. A. über diese Sachlage der Dinge eine Depesche des

engliſchen Botſchafters aus dem Jahre 1776, von Raumer in ſeinen Beiträgen zur neueren Geſchichte mitgetheilt, worin diejenigen angeführt ſind, welche nach des großen Königs Tode Ausſichten hatten, in das Miniſterium zu treten, und hier heißt es über Humboldt: „Die meiſte Wahrſcheinlichkeit des Erfolgs haben indeß diejenigen, welche ſich als des Prinzen Günſtlinge betrachten. Zu den erſten von ihnen gehört Herr von Humboldt, ehemals ein Beamter beim verbündeten Heere, ein Mann von einfachem Verſtande und ſchönem Charakter u. ſ. w.“ Humboldts bald erfolgender Tod indeß, wie wir unten anführen werden, verhinderte natürlich das Eintreten in eine ſolche höhere Stellung.

Humboldt war mit einer verwittweten Baronin von Holwede verheirathet, einer geborenen von Colomb, einer Couſine der Fürſtin Blücher und Nichte des Präſidenten Colomb in Aurich. Ein Sohn ihrer erſten Ehe diente als Officier im Regiment Gensdarmes; in ihrer zweiten Ehe erzeugte ſie zwei Söhne, Carl Wilhelm, geboren zu Potsdam am 22. Juni 1767, und Friedrich Heinrich Alexander, geboren zu Berlin am 14. September 1769, die Dioskuren der deutſchen Wiſſenſchaft und Literatur.

Die beiden Brüder verlebten die Jahre ihrer Kindheit in Tegel. Daſſelbe war urſprünglich ein Jagdſchloß des großen Churfürſten, drei Stunden nordweſtlich von Berlin an der Havel gelegen, die ſich hier gleich einem See ausbreitet und auch der Tegeler See genannt wird. Am andern Ufer der Havel ſieht man die Stadt und Feſtung Spandau liegen. Unter der Regierung Friedrichs des Großen hatte hier ein Herr von Burgsdorf, ein königlicher Forſtrath, ſeinen Sitz, und legte daſelbſt große Baumpflanzungen an; als der oben erwähnte Vater Wilhelms und Alexanders das Schloß und Vorwerk in Erbpacht nahm, that auch er viel zur Verſchönerurg des Ortes, legte große Gartenanlagen nach

dem See hin an, einen Weinberg und anderes mehr. Das alte Schloß war alterthümlich und umweht von romantiſchen Sagen, das neue Schloß iſt von Wilhelm von Humboldt gebaut, und zwar, um einen alten Thurm aus der Zeit des großen Churfürſten zu erhalten, in der Weiſe, daß die vier Ecken des Hauſes mit Thürmen geſchmückt ſind. Jeder derſelben führt den griechiſchen Namen eines Windes. Der Beſitzer hat das neue Schloß mit eben ſo viel Kunſtſinn wie einfacher, edler Pracht geſchmückt — wir kommen ſpäter ausführlicher darauf zurück. —

Das alte Schloß, um zu ihm zurückzukehren, war der Sitz der Gaſtfreundſchaft bereits zur Zeit des Majors von Humboldt. Staatsmänner, Gelehrte, ſelbſt, wie wir bereits anführten, die Prinzen des königlichen Hauſes beſuchten Tegel — werthe Gäſte, denen ſich ſpäter wie jetzt noch ſo viele bedeutende Männer hinzugeſellten, welche Freundſchaft wie Verehrung ſo oft zu dem freundlichen Wohnſitz der beiden Brüder führten. Auch Goethe beſuchte im Jahre 1778 Tegel. Er war mit dem Herzog von Weimar nach Berlin gereiſt, um den großen Manövern beizuwohnen, die in der Nähe von Berlin ſtattfanden, und hatte damals, wie uns Riemer erzählt, einen kurzen Beſuch in Tegel gemacht. Er hatte wohl keine Ahnung, daß die beiden jungen Knaben des damaligen Beſitzers ihm ſpäter nicht nur Freunde ſein, ſondern auch gleichen Ruhm, gleich hohe Stellung in der Wiſſenſchaft wie er ſelbſt erlangen würden! —

An dieſen Beſuch Göthe's in Tegel knüpfen wir nachfolgende Anmerkung, die zur Erklärung einer Stelle im Fauſt:

„Ihr ſeid noch immer da? Nein, das iſt unerhört!
Verſchwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!
Das Teufelspack, es fragt nach keiner Regel,
Wir ſind ſo klug — und dennoch ſpukts in Tegel!"

dienen mag.

Göthe war nämlich ein entschiedener Gegner Nicolai's in Berlin, der den Werther angegriffen hatte, und ihm überhaupt durch die Amtsführung einer Art literarischen Paschathums unerquicklich war, welches Nicolai damals in Berlin und Norddeutschland auszuüben versuchte.

Die Gelegenheit zu obigen Worten bot ein zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Tegel stattgefundener eigenthümlicher Vorfall, eine Art Gespenstergeschichte, über die in den Berlinischen Blättern, November 1797, Nr. 6, Näheres zu finden ist, und welchen Nicolai zum Stoff einer Vorlesung in der Berliner Akademie gemacht hatte. Göthe führt nun Nicolai unter dem Namen „Proktophantasmisten" auf dem Blocksberg mit Geistern und Gespenstern zusammen, und läßt ihn u. A. die oben angeführten Worte sprechen.

Doch zurück zu unserer eigentlichen Aufgabe.

Der Vater der beiden Knaben, auf das Sorgfältigste für ihre Erziehung bemüht, vertraute ihre erste Ausbildung einem später so berühmt gewordenen Manne, Joachim Heinrich Campe, an. Campe, ein Braunschweiger von Geburt, war damals Feldprediger beim Regiment des Prinzen von Preußen in Potsdam und gehörte zu den Männern, welche es sich in jener Zeit angelegen sein ließen, den Unterricht nach neuen Principien zu fördern, wie z. B. von Gedike in Berlin, von Basedow in Dessau und anderen Männern geschah. Der Major von Humboldt erkannte mit allem Scharfsinn die Bedeutung dieses Mannes und nahm ihn im Jahre 1775 in sein Haus. Das war also der erste Lehrer der beiden Knaben, welcher besonders auf Wilhelm von Humboldt als den älteren bedeutenden Einfluß ausgeübt haben mag.

Nicht lange indeß sollte Campe in dieser Stellung verbleiben — bereits im nächstfolgenden Jahre verließ er das Humboldtsche

Haus, um einem Rufe als Direktor des Philantropins in Deſſau Folge zu leiſten.

An ſeine Stelle trat im Jahre 1777 ein Mann von weniger bekanntem Namen, aber kaum geringerer geiſtiger Befähigung, G. J. Chriſtian Kunth. Ein junger Mann von zwanzig Jahren hatte er aus Mangel an materiellen Mitteln ſeine akademiſchen Studien unterbrechen müſſen, er hatte indeß ſich bereits die mannigfaltigſten Kenntniſſe aus vielen Fächern der Wiſſenſchaft anzueignen verſtanden und hat den in ihn geſetzten Erwartungen hinreichend entſprochen. — Kunth ſtarb im November 1829; die preußiſche Staatszeitung vom 30. November deſſelben Jahres brachte einen Artikel über ihn, aus dem wir nachſtehendes zur Charakteriſirung des jungen Mannes Dienende entnehmen: „Selten dürfte der Erfolg wohlgegründete Erwartungen vollſtändiger beſtätigt haben. Der Kammerherr Major von Humboldt übertrug im Jahre 1777 dem damals 20jährigen Kunth die Erziehung zweier Söhne, Wilhelm und Alexander, von zehn und acht Jahren. Es war eine höhere Sorgfalt, als die des treuen Lehrers, der nur eigene Kenntniſſe auf den Geiſt reichbegabter Schüler überträgt; es war ein eben ſo thätiges als wohlgeordnetes Beſtreben, Alles, was Berlin an ächten Bildungsmitteln beſaß, für die Entwickelung großer Anlagen fruchtbar zu machen, was der Erzieher, nach dem frühen Tode des Vaters, der ſchon im Jahre 1779 erfolgte, von dem edelmüthigen Vertrauen und der hohen Geſinnung der Mutter unterſtützt, unauflöslich mit ſeinen Zöglingen verband. Nach eilf Jahren war die Erziehung vollbracht; aber was auch Wirkſamkeit im Reiche der Wiſſenſchaften und im öffentlichen Leben, Rang unter den Geiſtern und Ehrenſtellen im Staate ſeitdem in vierzig Jahren umwandeln mußten, die alte Sorgfalt, die alte Treue, die alte Zuneigung blieb unwandelbar. — Die Stellung, worin Kunth

ſich als Erzieher befand, wirkte mächtig bildend auf ihn ſelbſt zurück. Der Umgang mit geiſtreichen, angeſehenen, gewandten Perſonen aus allen Ständen, die Sorge für häusliche Verhältniſſe, welche das unbeſchränkte Vertrauen der Familie ihm übertrug, die Geſchäfte, die für ihn aus dieſer Verwaltung erwuchſen, führten ihn ſelbſtthätig in das äußere Leben ein, und empfahlen ihn zur Anſtellung im Dienſte des Staats."

Soviel aus dieſem Artikel — wir fügen noch hinzu, daß Kunth im Jahre 1795 in den preußiſchen Staatsdienſt trat und als geheimer Ober-Regierungsrath ſtarb. Von da kehren wir zu dem Erzieher und ſeinen beiden Zöglingen zurück.

Es iſt eigentlich kaum nöthig zu erörtern, ob der Erzieher hinreichende Befähigung zu ſeinem Amte hatte, ob er ſeine Pflicht erfüllte: der Erfolg ſpricht ſo glänzend für ihn, daß wir darüber etwas zu ſagen für unnöthig halten. Nur eins führen wir als hierher gehörig noch an, den Umſtand, daß die beiden Brüder die Freundſchaft und Verehrung für den Lehrer ihrer Jugend dauernd bewahrten, und ihm z. B. in ſpäterer Zeit dadurch Beweiſe ihres unbegrenzten Zutrauens gaben, daß ſie ihm während der langen Zeit ihrer Reiſen u. ſ. w. die Verwaltung ihres Eigenthums im Vaterlande übertrugen.

Schauen wir uns etwas mehr nach dem innern Weſen des Unterrichts und der Erziehung um, ſo finden wir bei beiden Brüdern zwei — oft genug ſich bekämpfend gegenüberſtehende — geiſtige Eigenſchaften in glücklichſter Vereinigung: eine Univerſalität des Wiſſens und eine Gründlichkeit des Wiſſens und der Forſchung. Obſchon wir natürlich die Grundlagen zu alle dem, was die beiden Brüder ſpäter unter die bedeutendſten Menſchen des Jahrhunderts rechnen ließ, bereits von der gütigen Hand der Gottheit in die Bruſt der Knaben gelegt annehmen, ſo mußte doch dieſer in ihnen

liegende Keim gehegt und gepflegt werden; dies Verdienſt gehört gewiß in nicht geringem Maaße Kunth an, und iſt doppelt hoch zu veranſchlagen, wenn wir berückſichtigen, daß die Hauptbeſtrebungen der beiden Brüder nach zwei ziemlich entgegengeſetzten geiſtigen Polen hinwieſen. Während der ältere Kunſt und Sprache, Philoſophie und klaſſiſches Alterthum mit eifrigſtem Studium erfaßte, trieb es den jüngeren mit heftigſtem Verlangen zur Kenntniß der Naturwiſſenſchaften im weiteſten Sinne des Wortes. Wenn nun die beiden Brüder in ihrem Studium ſich hin und wieder berühren, ſo liegen doch die Endpunkte deſſelben ziemlich weit von einander, und es war für den Erzieher gewiß nicht leicht, dann, als der Unterricht in den einzelnen Wiſſenſchaften beſtimmten Lehrern zu übergeben war, dieſe paſſend zu wählen. Wir wollen einige dieſer Lehrer hier anführen.

Die Anfangsgründe der Botanik lehrte ſie ein Mann, der nachher zu den berühmteſten Männern ſeiner Wiſſenſchaft zählte, Ernſt Ludwig Heim. Derſelbe war ſeit dem Jahre 1776 als Phyſikus in Spandau und bald nachher auch als Kreisphyſikus im Havellande angeſtellt. Schon gegen das Jahr 1780 hin war er Arzt der Familie Humboldt — unterm 30. Juli 1781 notirte er in ſein Tagebuch: „Nach Tegel geritten und bei der Frau Majorin von Humboldt zu Mittag geſpeiſt; den jungen von Humboldts die 24 Claſſen des Linné'ſchen Pflanzenſyſtems erklärt, welches der Aeltere ſehr leicht faßte und die Namen gleich behielt.“ Eigenthümlicher Weiſe iſt alſo dieſe Bemerkung über Wilhelm von Humboldt gemacht, nicht über Alexander, wie man gerade bei dieſer Wiſſenſchaft am erſten hätte erwarten ſollen.

Da wir die Namen der Männer angeben wollen, welche die Humboldts in den einzelnen Wiſſenſchaften unterrichteten, müſſen wir zuvor noch anführen, daß der Erzieher mit ſeinen beiden Zög-

lingen von Tegel nach Berlin zog, um hier ihre Erziehung vollenden zu lassen. Die beiden Knaben besuchten keine der dortigen öffentlichen Unterrichtsanstalten, sie wurden, und zwar in gemeinsamen Unterrichtsstunden, von Privatlehrern unterrichtet. Von ihnen nennen wir zuerst Löffler, welcher damals Feldprediger des Regiments Gensdarmes war und später Ober-Consistorialrath in Gotha wurde. Er hatte ein freisinniges Buch über den Neu-Platonismus der Kirchenväter herausgegeben, und unterrichtete die beiden Brüder im Griechischen — später wurde dieser Unterricht von Fischer fortgesetzt, der eigentlich Mathematik am grauen Kloster lehrte, aber auch ein tüchtiger Kenner des Griechischen gewesen sein soll.

Mehre andere Männer von großem literarischem Rufe, wie Dohm, Engel und Klein hielten den Brüdern Privatvorträge über Philosophie, Rechts- und Staatswissenschaft. Der erstgenannte, Ch. W. Dohm, welcher im Departement des Auswärtigen beschäftigt war, hielt auf Veranlassung des Ministers von Schulenburg bei einem jungen Grafen Arnim eine Reihe statistisch-politischer Vorlesungen — auf den Wunsch der Mutter nahmen die beiden Brüder Humboldt an denselben Theil; sie dauerten vom Herbst 1785 bis zu Dohm's Weggang von Berlin im Juni des folgenden Jahres.

Ehe wir berichten, daß die beiden Brüder gemeinschaftlich ihre Universitätsstudien beginnen, wollen wir noch mit wenig Worten der persönlichen Stellung gedenken, welche sie bereits einnahmen. Die beiden Brüder waren vom Glück nicht wenig bevorzugt. Aus einer der angesehensten Familien stammend, mit den materiellen Gütern der Welt nicht weniger bedacht, wie vielversprechend in Bezug auf ihre geistige Entwickelung, stand ihnen in wissenschaftlicher, in socialer Beziehung wie in allen andern zu

# Wilhelm von Humboldt.

## Eine Biographie

von

Alex. Ewald.

„Ich kann kaum der Begierde widerſtehen, ſo viel als nur immer und irgend möglich iſt, ſehen, wiſſen, prüfen zu wollen. Der Menſch ſcheint doch einmal dazu da zu ſein, alles, was ihn umgiebt, in ſein Eigenthum, in das Eigenthum ſeines Verſtandes zu verwandeln, und das Leben iſt kurz. Ich möchte, wenn ich gehen muß, ſo wenig als möglich hinterlaſſen, das ich nicht mit mir in Berührung geſetzt hätte.“

W. von Humboldt.

Mit Portrait.

Zweite Auflage.

Caſſel 1854,

Ernſt Balde.

# Wilhelm von Humboldt.

Eine Biographie

von

Aem. Ewald.

„Ich kann kaum der Begierde widerſtehen, ſo viel als nur immer und irgend möglich iſt, ſehen, wiſſen, prüfen zu wollen. Der Menſch ſcheint doch einmal dazu da zu ſein, alles, was ihn umgiebt, in ſein Eigenthum, in das Eigenthum ſeines Verſtandes zu verwandeln, und das Leben iſt kurz. Ich möchte, wenn ich gehen muß, ſo wenig als möglich hinterlaſſen, das ich nicht mit mir in Berührung geſetzt hätte."

W. von Humboldt.

Mit Portrait.

Zweite Auflage.

Caſſel 1854,

Ernſt Balde.

E 96210

DD422
H8E8
1854

Rom 16.10.04 Dü

# Wilhelm von Humboldt.

## Zweiter Abschnitt.

Erste Reise nach Paris. — Reise nach der Schweiz. — Aufenthalt in Erfurt und Weimar. — Verlobung. — Bekanntwerden mit Schiller. — Aufenthalt in Berlin. — Verheirathung. — Aufenthalt in Burgörner, Erfurt, Auleben u. s. w.

---

Die politischen Ereignisse, welche um jene Zeit in der Hauptstadt Frankreichs sich zutrugen, zogen die Augen der gebildeten Welt hauptsächlich dorthin. Niemand konnte damals schon ahnen, zu welcher Höhe und zu welcher Tiefe die noch nicht eingetretene Catastrophe führen werde, und die Theilnahme an dem in Paris, vorläufig nur erst in der National-Versammlung geführten Kampfe war auch in Deutschland eine allgemeine. Um jene Zeit entschlossen sich Viele, den Gang der Ereignisse an Ort und Stelle anzuschauen, unter ihnen auch Wilhelm von Humboldt. Sein erster Lehrer, Campe, der unterdeß in Braunschweig seinen Wohnsitz genommen, hatte eine Reise nach Paris beschlossen und fand in Wilhelm von Humboldt und einem Dritten, einem Herrn W., ein Paar erwünschte Reisegesellschafter. Am 17. Juli des Jahres 1789 reisten sie ab, ihren Weg durch Westfalen über Brüssel nehmend. Campe hat über diese Reise ein Paar Werke veröffentlicht, welche uns als Wegweiser bei diesem ersten Aufenthalt Humboldts in Paris dienen. Die Reisenden begannen ihre Reise mit gutem Humor.

Campe ſchreibt unter Anderm: „So ſollte man, ſo oft man die Wahl hat, ſeine Reiſegeſellſchaft ſich immer ausſuchen. Alte Leute ſollen mit jungen, und junge mit alten reiſen. Jene würden dadurch, wie ich, an guter Laune und Vergnügen, dieſe an Sicherheit gegen allerlei Verirrungen gewinnen. Du kannſt nicht glauben, wie vergnügt und guter Dinge wir drei Leute ſelbſt in ſolchen Lagen ſind, wo andere Reiſende die Lippen hängen laſſen. Wohin wir kommen, da theilt unſere gute Laune ſich augenblicklich der ganzen Hausgenoſſenſchaft, ja ſogar den Bettlern auf der Straße mit. Lachend kommen wir an, lachend machen wir unſere Geſchäfte, lachend ſteigen wir wieder ein, und alles lacht mit uns."

Noch ehe die Reiſenden die Grenze von Brabant erreichten, erhielten ſie die Nachrichten von den Ereigniſſen des 12., 13. und 14. Juli; am dritten Auguſt kamen ſie in Paris an und nahmen eine Wohnung im Faubourg St. Germain. Der Eindruck, welchen die ungeheure jetzt doppelt ſtürmiſch bewegte Stadt auf ſie machte, war ein außerordentlicher. Am 12. und 13. Auguſt waren ſie bei jenen bekannten inhaltſchweren Sitzungen der National-Verſammlung in Verſailles zugegen, ſpäter beſuchten ſie Ermenonville, wo Rouſſeau gelebt hatte und geſtorben iſt. Am 27. traten die Reiſenden den Rückweg an, nicht ohne während ihres Aufenthalts in Paris mehrere werthvolle Bekanntſchaften gemacht zu haben; in Mainz trennten ſie ſich, Humboldt verweilte noch längere Zeit bei Forſter, während Campe ſeinen Weg weiter fortſetzte.

Während Campe mit den Reſultaten dieſer Reiſe ſehr zufrieden und ganz berauſcht von den Eindrücken war, welche er daſelbſt empfangen, ſcheint Humboldt weniger befriedigt worden zu ſein, wenigſtens finden wir in einem Briefe Forſters an Jacobi eine Stelle, welche darauf hindeutet, die folgende: „Der Wanderer Wilhelm Humboldt iſt noch bei uns, und erzählt uns zwar nicht mehr

von der pariſiſchen — nicht paradieſiſchen Freiheit, aber hilft uns doch das Leben würzen, welches ohne ſolche Würze in der That inſipid iſt.“

Nach einem Aufenthalt von vierzehn Tagen in Mainz reiſte Humboldt am 22. September nach dem Oberrhein, und von da durch Schwaben nach der Schweiz. Wie innig befreundet Forſter mit ihm war, dafür finden wir in einem andern Briefe deſſelben an Jacobi einen Beweis in folgenden Worten: „Geſtern iſt Herr v. Humboldt zu Oppenheim aus unſeren Umarmungen geſchieden. Die gute reine Seele! Ich habe mich ſeines jugendlich warmen Gefühls bei ſo männlichem Geiſte, ſo reifer vorurtheilsfreier Vernunft recht herzlich erfreut.“

Humboldt reiſte über Mannheim nach Heidelberg. Von hier ſchrieb er unterm 28. September an Forſter einen Brief voll innigſter Freundſchaft, welcher über ſein ganzes damaliges inneres Weſen uns bedeutende Aufſchlüſſe giebt. Wir leſen in dieſem Briefe unter Anderm: „Erinnern Sie ſich manchmal der vierzehn Tage, die ich bei Ihnen verlebte. Sie waren vielleicht die glücklichſten meines ganzen Lebens, und jetzt macht ihre Erinnerung einen ſehr großen Theil meines Genuſſes aus. Beinahe mit keinem andern Menſchen verſtehe ich mich ſo ganz als mit Ihnen, und daß ſich das ſo von ſelbſt, ſo ohne alle äußere Veranlaſſung machte, daß ich Ihre Freundſchaft nur Ihnen danke, dies iſt mir ſo unendlich werth, denn es zeigt mir, daß Sie auch mich Ihrer werth hielten, und wieviel der Gedanke mir iſt, können Sie in der That nicht empfinden. Denn Sie können es nicht wiſſen, wie ich die fruchtbare Fülle von Ideen bewundere, die ſich Ihnen bei jedem Gegenſtande aufdrängt, die lebendige Klarheit, mit der Sie ſie darſtellen, wie ſehr ich den Eifer für alles Wahre und Gute und die Schonung für alles, was Andere für wahr und gut halten, ehre, wie innig endlich ich das

Herz liebe, das sich so bereitwillig anschließt, und so gern durch Liebe beglückt. Und das alles mußten Sie doch wissen, um ganz zu fühlen, was Sie mir sind."

Von Heidelberg reiste Humboldt über Heilbronn und Stuttgart. Die Schönheit der Gegenden, welche er berührte, that ihm sehr wohl. In Stuttgart machte er unter Andern die Bekanntschaft des Professors Abel, Schillers Lehrers, und des Dichters Schubart. Von Stuttgart nahm er seinen Weg über Constanz nach Schaffhausen, von da nach Zürich. Hier machte er besonders Lavaters Bekanntschaft; ein vierzehntägiger Umgang mit diesem Manne enttäuschte ihn in Bezug auf die hohe Meinung, welche man damals noch immer im Allgemeinen über ihn hegte. Sein Urtheil über Lavater, wie er es in einem Briefe an Forster niedergelegt, war ein sehr strenges, indeß, wie man sich später überzeugt hat, ein gerechtes.

Von Zürich nahm Humboldt seinen Weg über Luzern nach dem Berner Oberlande, eine Reise nach dem Gotthardt wurde durch einen großen Schneefall unmöglich gemacht. Die großen Naturschönheiten der Schweiz ergriffen ihn außerordentlich, er schildert seine Empfindungen in folgenden Worten an Forster: „Ich brachte sehr glückliche Tage in diesen rauhen wilden Gegenden zu. Nie wurde meine Seele mit so großen Bildern unwiderstehlicher, alles zerschmetternder Gewalt und widerstrebender, trotzender Stärke erfüllt, nie drängte sich mir so stark das Gefühl einer zahllosen Reihe verflossener Jahrhunderte auf, nie dämmerte in meiner Seele ein Ahnen unabsehbar ferner, wieder zertrümmernder und wieder schaffender Zukunft! Wenn ich manchmal aus einem engen umschlossenen Thal auf die höchsten unersteiglichen Gipfel der Gebirge rund umher sah, wie sich da Ideen der Einöde, der Einsamkeit, des Blicks in weite Fernen von der schwindelnden Höhe, rege Erwar-

tungen deſſen, was hinter jenen Bergen, über jenen Gipfeln hinaus iſt, meiner Seele bemeiſterten, wie dadurch alles Nahe, Gegenwärtige, Gewiſſe in ihr verſchwand, und nur das Vergangene, Zukünftige, Entfernte, Ungewiſſe meine träumende Phantaſie umſchwebte!"

Unſer Reiſender ging nun über Bern nach Genf und Lauſanne und traf Ende November auf dem Rückweg in Carlsruhe ein, um J. G. Schloſſer, Göthes Schwager, zu beſuchen. Anfangs December reiſte er weiter zurück, traf in Mainz ein, wurde von Forſter bis Frankfurt begleitet, und hier ſchieden die beiden Freunde, die ſich nicht wiederſehen ſollten. Wir kennen Forſters ſpäteres Geſchick — er ging in dem weitern Verlauf der franzöſiſchen Revolution zu Grunde, der Mann der ideellen Freiheit konnte das Widrige nicht vertragen, welches jede große Staatsveränderung nach einer ſolchen Richtung hin in der Praxis nothwendig mit ſich führen muß. Uebrigens ſetzten die Freunde ihren Briefwechſel fort. —

Den folgenden Winter, von 1789—90, verbrachte Humboldt zum Theil in Erfurt und Weimar — es ſollte dieſer Aufenthalt daſelbſt für ihn von großer Bedeutung werden.

In Erfurt reſidirte damals der zum Kurfürſten von Mainz beſtimmte Coadjutor Carl Theodor von Dalberg. Die Anweſenheit dieſes für die Wiſſenſchaft begeiſterten, klugen und geiſtvollen Mannes hatte für Erfurt, wo damals zudem noch eine Univerſität beſtand, ziemliche Bedeutung — nicht allein nahm er hohes Intereſſe an allen Dingen, welche Kunſt und Wiſſenſchaft angingen, ſondern er war ſelbſt als Schriftſteller thätig und zog zudem an ſich, was von bedeutenden Männern in ſeine Nähe kam. Außer dem Herrn von Dalberg war in Erfurt noch ein anderes Haus wohl bekannt, nicht nur durch die daſelbſt geübte Gaſtfreundſchaft und herrſchende Geſelligkeit auch wiederum durch das dort zu findende

Interesse an allem, was eine höhere, edlere Auffassung des Lebens bedingt: es war dies das Haus des Kammerpräsidenten Karl Friedrich von Dacheröden, eines Verwandten des Coadjudors. Dieser Herr von Dacheröden, ehemals Vicepräsident der preußischen Kammer zu Halberstadt, hatte seinen Wohnsitz in Erfurt genommen, und sein Haus bildete hier den Mittelpunkt der Geselligkeit und eines regen geistigen Lebens. Seine Tochter Caroline war es, welche Humboldt am meisten in diesen Kreis zog, dem er bald als Mitglied der Familie für immer angehören sollte, denn Caroline von Dacheröden wurde seine Verlobte.

Diese Beziehungen ließen um jene Zeit eine andere beginnen, welche für Humboldt von gleich großer Bedeutung werden sollte, er wurde um diese Zeit mit Schiller bekannt. Caroline von Dacheröden war die Freundin der zwei Schwestern Caroline und Charlotte v. Lengefeld, von denen die erstere mit einem Herrn von Beulwitz, später mit dem Freiherrn von Wolzogen verheirathet, die andere aber, wie wir wissen, mit Schiller verlobt war. Hier also wurde das Band der Freundschaft zwischen Humboldt und Schiller geknüpft, welches so fest werden und so große Früchte tragen sollte. Wir kommen später auf dieses Verhältniß ausführlicher zurück.

Nachdem Humboldts Verlobung mit Fräulein v. Dacheröden vollzogen war, beschloß er, in Berlin einen Probecursus zu machen und in den Staatsdienst zu treten. Wir finden ihn im Sommer 1790 in Berlin wieder, inmitten der geistig regsamsten Kreise, welche die Hauptstadt Preußens damals aufzuweisen hatte. Insbesondere war er mit Friedrich Gentz lebhaft befreundet.

Im Uebrigen lebte er mit Eifer seinen Bestrebungen im Dienste des Staates, seine Beziehungen zu manchen der früher erwähnten Freunde wurden dadurch mehrfach beschränkt. In einem

Briefe Forſters an Jacobi vom 26. December 1790 finden wir folgende Worte: „Die Humboldt ſind beide wohl, aber beide auf eine ganz verſchiedene Art. Der älteſte iſt Legationsrath und zugleich Beiſitzer am Kammergericht in Berlin, wo er ſeinen Probecurſus macht. Wenn ſeine Zeit herum iſt, will er ſich in Halberſtadt anſtellen laſſen und wahrſcheinlich heirathen.“

Um dieſe Zeit war Humboldt an einer 1791 erſcheinenden Brochüre betheiligt, welche ſomit das erſte enthält, was er hat drucken laſſen. Der Buchhändler Unger in Berlin hatte einen Proceß gegen den Oberconſiſtorialrath und Cenſor Zöllner vor dem Kammergericht geführt, in welchem das Urtheil von Klein, die Protokolle aber von Humboldt waren. Humboldt ſchreibt ſelbſt darüber: „Dieſe an ſich unbedeutende Arbeit freut mich nur darum, weil ich hoffe, Sie ſollen keinen Ausdruck darin finden, der Animoſität oder Sucht, ſeine Aufklärung zu zeigen, oder ein Buch ſtatt Akten zu ſchreiben, verriethe. Das Urtheil, ſo ſchön es iſt, iſt von dieſen Dingen nicht ganz frei.“

Wir kommen jetzt zu einem Schritt Humboldts von größter Bedeutung. Er beſchloß nämlich, ſeine bisher inne gehabte Stellung zu verlaſſen und nicht im Staatsdienſt zu bleiben. Die damaligen Regierungsverhältniſſe in Preußen mögen zu dieſem Entſchluß beigetragen haben, insbeſondere indeß ſein Drang nach einer umfangreichen wiſſenſchaftlichen Durchbildung, der er weit mehr als ſelbſtſtändiger, ungebundener Mann nachleben konnte, als in einer politiſchen Stellung. Im Sommer 1791 verließ er Berlin, im Juli verheirathete er ſich mit der geliebten Braut. Wir finden bei Varnhagen eine intereſſante Characteriſirung der Zuneigung, welche zwiſchen den beiden Gatten herrſchte, die folgende: „Alle Kraft der Vorſätze, der Beeiferung, deren Humboldt fähig war, ſtrömte hier zuſammen, wirkte mit nie erlöſchendem Feuer. Als

er die Gewißheit erlangt hatte, Fräulein Caroline von Dacheröden werde seine Frau werden, that er gleich das Gelübde, sie unter jeder Bedingung glücklich zu machen. Sein ganzes Leben hindurch hat er diese Aufgabe festgehalten und nach seinem Vermögen treulich erfüllt. Doch es bedurfte keines Zwanges der Angelobung, jeden Tag auf's Neue konnte er aus freier Neigung dem Berufe folgen, der nie aufhörte, sein einziges Glück zu sein. Als die geliebte Gattin im ersten Wochenbette darniederlag, und die Aerzte bedenklich waren, glaubte Humboldt, er werde nach dem schmerzlichsten Verluste das Leben nicht ertragen, indem er seinem verzweifelten Vorhaben in der Angst sogar den Grund unterschob, man könne ja nicht wissen, ob die Geliebte nicht jenseits noch seiner bedürfen möchte! Während der langen Lebenszeit, in der die Gattin als sein höchstes Glück ihm zur Seite blieb, dauerte diese Beeiferung in jeder Gestalt fort, mit völligem Unterordnen, ja Vergessen seiner selbst, mit Aufopferung sogar derjenigen Ansprüche, die von solcher Liebesfülle unzertrennlich schienen." —

Die erste Zeit ihrer Ehe brachten Humboldt und seine Gattin zu Burgörner zu, einem dem Herrn von Dacheröden gehörenden Gute in der Grafschaft Mansfeld. Ueber diesen Aufenthalt und sein damaliges Leben berichten uns mehrere Briefe Humboldts. Unter anderem schreibt er in einem an David Friedländer gerichteten vom 7. August: „Seit einigen Wochen bin ich nun in der Lage, in der ich jetzt fürs erste bleiben werde, und ich eile, Ihnen ein paar Worte über meine Art zu leben, zu sagen. — Wie wenig Sie auch mit meinen letzten Schritten, und besonders mit dem zufrieden waren, der mich von Berlin und den Geschäften entfernte, so werden Sie doch, darf ich hoffen, nicht aufhören, an mir und meinen ferneren Schicksalen einen freundschaftlichen Antheil zu nehmen. Ich lebe, wie Sie schon aus meinen Planen wissen, und

aus der Ueberschrift dieses Briefes sehen, auf dem Lande, und mein Leben ist so einfach, daß es Ihnen nicht schwer sein wird, sich ein lebhaftes Bild davon zu entwerfen. Beschäftigung mit den Studien, die mir immer die liebsten waren, und Unterhaltung mit auswärtigen Freunden, die ich bei meiner vorigen Lebensart fast ganz hatte vernachlässigen müssen, wechseln mit Spaziergängen und meinem höchst angenehmen häuslichen Umgange ab. So verfließt ein Tag nach dem andern, und jeder giebt mir ein stilles, aber sehr genügendes Glück. Für mich ist der Kreis, in dem ich jetzt lebe, der angenehmste; es ist der, den ich am besten auszufüllen vermag, und sollte es nicht wichtiger sein, seinen Kreis — wie groß oder klein — auszufüllen, als gerade diesen oder jenen zu haben? Fühle ich ja mehr Kräfte, als dieser Kreis fordert, nun so findet sich vielleicht auch ein größerer. Allein schwerlich wird das je der Fall sein. Je mehr man schon thut, desto mehr sieht man zu thun noch vor sich. Die intensive Größe ist gerade diejenige, welche man nie erschöpft, und dennoch, wie sonderbar, suchen die meisten Menschen immer die extensive, als wären sie mit jener schon fertig. Statt zu fragen, wie viel an dem Zweck, an dem sie sind, noch zu thun ist, eilen sie schon nach einem anderen hin. Wenn dies, wie es mir scheint, den Geist nothwendig zerstreut, so muß er bei jenem Verweilen an Tiefe und Stärke gewinnen, und ich gestehe Ihnen gern, daß ich für diesen Gewinn allein Sinn habe."

In einem anderen Briefe an Forster vom 16. August heißt es: „Ich habe mich nun von allen Geschäften losgemacht, Berlin verlassen und geheirathet, und lebe auf dem Lande, in einer unabhängigen, selbst gewählten, unendlich glücklichen Existenz. Ich empfinde dies doppelt, indem ich Ihnen es sage; ich kenne Ihr warmes, liebevolles Herz, Ihre innige Theilnahme. Ich besorge auch von Ihnen nicht die Mißbilligung des Schrittes, den ich that, die ich

von ſo vielen Anderen erfuhr. Sie ſchätzen Freiheit und unabhängige Thätigkeit zu ſehr, um allen Nutzen nur von einer ſolchen zu erwarten, die durch äußere Geſchäftslagen beſtimmt wird; und Sie trauen, hoffe ich, mir zu, daß ich nie eine andere Richtung wählen werde, als auf der ich, nach meiner innerſten Ueberzeugung, für meine höchſte und vielſeitigſte Bildung den meiſten Gewinn hoffen darf. In der That, lieber Freund, war die Unmöglichkeit, dies zu können, vorzüglich das, was mich zu einer anderen Laufbahn beſtimmte. Die Sätze, daß nichts auf Erden ſo wichtig iſt, als die höchſte Kunſt und die vielſeitige Bildung der Individuen, und daß daher der wahren Moral erſtes Geſetz iſt: bilde dich ſelbſt, und nur ihr zweites: wirke auf Andere durch das, was du biſt — dieſe Maximen ſind mir zu eigen, als daß ich mich je von ihnen trennen könnte. Wie konnte ich mich aber mit ihnen in einer Lage ertragen, in der ich kaum hoffen durfte, mich dem Ideale, das meinen Geiſt und mein Herz beſchäftigte, auch nur mit langſamen Schritten zu nähern, wie konnte mir ſelbſt der Nutzen Erſatz ſein, den ich freilich ſtiftete, und künftig in unendlich höherem Maaße geſtiftet haben würde? Ich zog alſo das beſcheidene Loos vor, ein ſtilles häusliches Daſein, einen kleinen Wirkungskreis. In dieſem kann ich mir ſelbſt leben, den Perſonen, die mir am nächſten ſind, ein heiteres, zufriedenes Leben ſchaffen, und vielleicht — wenn mir ein guter Genius glückliche Stunden gewährt — auch Einiges zu dem beitragen, wozu im Grunde alles Thun und Treiben in der Welt, ſelbſt wider ſeinen Willen, nur als Mittel dient, zur Bereicherung oder Berichtigung unſerer Ideen." —

Dieſe Muſezeit, welche Humboldt ſich gewünſcht und erwählt, dauerte länger, als er wohl ſelbſt geglaubt hatte, ſie währte zehn Jahre. Dieſer Zeitraum war von den bedeutendſten Studien angefüllt. Zuerſt war es die Alterthumskunde, deren eifrigſtem Stu-

dium er ſich hingab. Die Verbindung mit dem berühmten Alterthumsforſcher F. A. Wolf in Halle, deſſen Bekanntſchaft er 1790 gemacht hatte, kam ihm dabei ſehr zu ſtatten, wie nicht minder die hohe Bildung ſeiner eigenen Frau. Frau v. Humboldt wußte mit ihrem Manne die griechiſchen Dichter und Proſaiker in der Urſprache zu leſen und nahm Theil an den gelehrten Geſprächen, welche Humboldt mit Wolf führte, wenn dieſer bei ihnen ein gern geſehener Beſuch war. —

Im Auguſt 1791 ſchrieb Humboldt einen Brief an einen Freund, in welchem er mit Rückſicht auf die neue franzöſiſche Conſtitution ſeine Ideen über Staatsverfaſſung u. ſ. w. niederlegte. Dieſer Brief wurde im folgenden Jahre anonym in der Berliner Monatsſchrift abgedruckt, es möchte dieſer Brief alſo nach ſeiner Betheiligung an dem Inhalt der oben erwähnten Ungerſchen Brochure das nächſte ſein, was von Humboldt gedruckt wurde. —

Im Februar 1792 ging Humboldt mit ſeiner Frau nach Erfurt, wo dieſelbe im Mai von einem Mädchen entbunden wurde. Das Kind erhielt den Namen der Mutter, Caroline; die Freude des Vaters über dieſes Ereigniß ſchildert er ſelbſt Forſter in folgenden Worten:

„Meine Frau iſt vor noch nicht vierzehn Tagen mit einem Mädchen glücklich niedergekommen, Mutter und Kind ſind vollkommen geſund. Das kleine Mädchen iſt ein allerliebſtes Geſchöpf, ſo groß und ſtark wie ſelten ein Kind von ſo wenig Tagen, ſo voll Leben und Munterkeit, und mit wundergroßen blauen Augen, die ſie unaufhörlich im Kreiſe herumrollt. Meine Frau ſtillt das Kind ſelbſt; ich, bei meiner gänzlichen Geſchäftsloſigkeit, bin ſogut als den ganzen Tag bei ihr, und ſo kommt das Kind kaum eine Minute in andere Hände, als die unſrigen. Nur Sie, lieber

Freund, deſſen eigenes Herz ſo überaus empfänglich für dieſe Freuden iſt, und der Sie mich genauer kennen, vermögen ganz mit zu empfinden, wie unendlich ſüß mir dieſe kleinen Beſchäftigungen ſind, und welche reiche Fülle neuer Freuden mir jetzt wiederum in einer ſchon beneidenswerth glücklichen Lage geworden iſt." —

Als nächſtes Reſultat ſeines Studiums der Alten ſandte Humboldt um dieſe Zeit die Ueberſetzung einer Ode Pindars an Schiller, um deſſen Urtheil darüber einzuholen. Der dieſes Manuſcript begleitende Brief iſt ein Beweis der liebenswürdigen Beſcheidenheit, von welcher Humboldt erfüllt war. Er ſchreibt unter Anderem: „Wenn ich nun auch glauben dürfte, mit gehörigem Fleiß des Griechiſchen hinlänglich Meiſter zu ſein, wenn ich mir ſogar ſchmeicheln könnte, die ſo nothwendige Gewandtheit des deutſchen Ausdrucks zu beſitzen, ſo ſind doch die Schwierigkeiten, die einen Ueberſetzer des Pindar von allen Seiten umgeben, ſo groß, ſo habe ich vorzüglich nie eigentlich poetiſches Talent in mir wahrgenommen, und ſo kenne ich, zwar nicht aus eigener, aber doch fremder Erfahrung, wie viel Zeit die Sucht, Verſe zu machen, ohne vom Genie oder wenigſtens Talent unterſtützt zu ſein, unnütz verſplittert..... Wenn ich überhaupt Niemandes Urtheil ſo ſehr als gerade das Ihrige ehren würde, ſo bin ich auch bei Niemand ſo ſicher von der Strenge der Gerechtigkeit überzeugt, als bei Ihnen. So mancherlei fremdartige Gründe, oder wenn auch nicht das, doch vielleicht einzelne nicht unglückliche Stellen bringen oft bei ſo Vielen günſtige, oder wenigſtens minder ungünſtige Urtheile hervor. So oft ich mich hingegen erinnere, Ihr Urtheil über irgend ein ſchriftſtelleriſches Product gehört zu haben, war es mir gerade auch darum ſo intereſſant, weil Ihr Blick immer das Ganze umfaßt, und nie unterläßt, ſowohl dies, als jeden ſeiner einzelnen Theile mit dem Ideale zu vergleichen. Mag dieſer Maßſtab auch, ſelbſt für mehr als

mittelmäßige Stücke, oft demüthigend sein, so ist er doch zugleich der einzige, welcher der wahren Selbstschätzung zu genügen vermag, und gewährt wenigstens immer eine so schöne und reiche Belohnung."

Schillers Antwort auf diesen liebenswürdigen Brief kennen wir nicht, jedenfalls ist sie beistimmend ausgefallen, denn Humboldt ließ bald darauf dies an Schiller gesandte Manuscript besonders, im nächsten Jahre die Uebersetzung eines Chors aus den Eumeniden des Aeschylus in der Berliner Monatsschrift drucken.

Im Sommer des Jahres 1792 verließ Humboldt Erfurt und wohnte bis zum Frühjahr des folgenden Jahres auf dem Landgut Auleben unweit Heringen, von wo er unterm 12. September einmal an Schiller schreibt: „Meine Frau und mein Kind, das täglich hübscher wird, sind wohl, und wir leben ein einsames, aber unendlich glückliches Leben."

Humboldt hatte in Erfurt eine Schrift begonnen, welche seine Ideen über die eigentlichen Grenzen der Wirksamkeit des Staates enthält. Er wollte diese Arbeit drucken lassen, Censurhinderniſſe in Berlin, und ein späteres Mißfallen des Verfassers an dem Werke selbst ließen nur einzelne Abschnitte daraus erscheinen. Erst nach des Verfassers Tode, im Jahre 1851, ist dieses Werk: „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen," vollständig im Druck erschienen.

Eine andere Arbeit über das Studium des Alterthums wurde nur wenigen Freunden mitgetheilt, welche ihre Ansichten darüber aussprechen mußten. —

Im Anfang des folgenden Jahres 1793 kehrte Humboldt mit seiner Familie nach Erfurt zurück, wo ihm bald darauf ein

Sohn geboren wurde, welcher den Namen Wilhelm erhielt. Im Sommer machte er eine Reiſe nach Berlin, ſpäter ging er nach Auleben zurück.

Unterdeß waren ſeine Beziehungen zu Schiller immer bedeutender und inniger geworden, ſo daß er im Frühjahr 1794 nach Jena zog, um in der Nähe ſeines Freundes längere Zeit zu verweilen.

## Dritter Abschnitt.

Aufenthalt in Jena, Tegel und Berlin. — Verhältniß zu Schiller und Göthe.

---

Es sollte für Humboldt jetzt eine Reihe von Jahren kommen, welche durch den speciellen Umgang mit Schiller und Göthe und die daraus sich herleitenden Studien weitaus die bedeutendste Lebenszeit für ihn werden sollte. Besonders Schiller und Humboldt haben einen gegenseitigen Einfluß auf einander ausgeübt, wie wir denselben in der ganzen Geschichte unserer Literatur nicht einmal annähernd wiederfinden. Beide großen Geister haben auf die Schöpfungen des Andern mehr oder minder bedeutenden Einfluß ausgeübt — der uns bekannte Briefwechsel unter ihnen giebt darüber merkwürdige und genaue Details.

Außer mit diesen beiden größten Schriftstellern unserer Nation hatte Humboldt während seines Aufenthalts in Jena noch specielle Beziehungen mit einer großen Zahl anderer Männer von Bedeutung, die in seiner Nähe lebten. Fichte, Niethammer, Schütz, Hufeland, Woltmann und viele Andere docirten damals in Jena, ferner der später als Rektor von Schulpforta so berühmt gewordene Ilgen, mit dem Humboldt besonders befreundet war.

Er hatte seine Wohnung der Schillers gegenüber genommen,

und das vertrauteſte Verhältniß trat zwiſchen ihnen und ihren Familien ein. Humboldt ſagt ſelbſt über daſſelbe: „Wir ſahen uns täglich zweimal, vorzüglich aber des Abends allein und meiſtentheils bis tief in die Nacht hinein.“ Und über das Verhältniß der beiden Frauen finden wir in einer Schilderung Jena's zur Zeit Schillers die Stelle: „Die angenehmſte und intereſſanteſte Geſellſchaft für Schillers Frau war die Frau von Humboldt: ein liebenswürdiges, idealiſches Bild ſchöner Weiblichkeit, die in allen ihren Handlungen, Bewegungen und Reden eine ungeſuchte Anmuth hatte, ohne es ſelbſt zu wiſſen. Sie war nicht, was man nach Regeln ſchön heißt, aber ſie beſaß einen Reiz in ihrem Umgang, der, von allen Männern erkannt, bei der größten Unbefangenheit ihr die Achtung aller ſicherte.“

Die Abende alſo verbrachten die Freunde zumeiſt mit einander, ſich anregend und ergänzend in geiſtvollem Geſpräch. Wir haben eine Schilderung dieſer Abende, die freilich nur eine dürftige iſt, aber, weil die einzige, wohl mitgetheilt werden mag. Wir finden ſie in einem Briefe W. v. Burgsdorfs an Rahel, es iſt die folgende: „Humboldts ſind alle Abende regelmäßig bei Schiller, von acht bis nach zehn Uhr. Den zweiten Abend ging ich gleich mit und ſeitdem immer. Es iſt mir unendlich viel werth, Schiller ſo zu ſehen. Er lebt nur in ſeinen Ideen, in einer ewigen Geiſtesthätigkeit, das Denken und Dichten iſt ſein ganzes Bedürfniß, alles andere achtet und liebt er nur, inſofern es ſich an dies, ſein eigentliches Leben knüpft. Humboldt iſt ihm daher ſehr viel werth. Dieſe Stunden ſieht er als ſeine Erholungsſtunden an, und ſpricht von allem, doch ſehr bald auf ſeine Art. Ich ſpreche wenig, aber doch nicht gar zu wenig, und wird es mir zu abſtrakt, ſo ſpiele ich mit dem Bauſpiel, kurz alles hat glücklicherweiſe eine recht häusliche Tournure genommen. Humboldt iſt hier in ſeiner voll-

kommenſten Aſſiette, und daher liebenswürdiger als je. Mit Schiller iſt er ohne allen Zwang, und mitunter eben ſo komiſch, als wir ihn nur je geſehen haben. Denken Sie ſich dabei, wie intereſſant er iſt, wenn er, ſtatt der Luſt die Sachen kurz abzuthun und zu frivoliſiren, die beſtändige Luſt hat, ſie auszuſprechen — wenn er, ſtatt in dem Andern irgend etwas Anderes, als wovon gerade die Rede iſt, zu bekämpfen — nur bei der Sache ſelbſt bleibt; wenn es ihm immer im Sprechen — wie ſonſt im Denken — um die Wahrheit ſelbſt zu thun iſt; ich meine, wenn er zu den Andern immer ſpricht, wie zu ſeinem eigenen Verſtande, wenn er nicht ſeine Meinungen aus Verachtung des Andern zu früh fallen läßt oder zu lange durchſetzt." —

Der Einfluß, welchen ein ſolch ſpecieller Umgang nothwendig herbeiführen mußte, zeigte ſich unter Anderm bei Humboldts Theilnahme an den „Horen". Wir kennen dieſes Journal bereits, welches nur von den erſten literariſchen Kräften Deutſchlands getragen werden ſollte, und in ſeinem erſten Jahrgange allerdings ſehr viel, bald nachher aber um ſo weniger leiſtete. Schiller hatte die Redaction zu führen, und konnte bereits am 30. September 1794 ſchreiben: „In Weimar ſind Göthe und Herder, hier in Jena Herr von Humboldt, Fichte und Woltmann als Mitarbeiter und Mitbeurtheiler aufgetreten." — Das erſte Heft enthielt außer Beiträgen von Göthe, Schiller, Herder, Fichte, A. W. Schlegel, Engel und Meyer, auch zwei von Wilhelm von Humboldt.

Bei dieſer Gelegenheit übrigens, im Juli 1794, machte Humboldt Göthe's perſönliche Bekanntſchaft, und um dieſe Zeit alſo hatte ſich jene Trias zum erſten Male zuſammengefunden, welche ſpäter in ſpeciellſter Freundſchaft und im edelſten gemeinſamen Ringen nach Vollendung des Wiſſens mit einander wetteifern ſollte. Und ehe wir ſchildern, wie dieſes Band weiter geknüpft wurde, wollen

wir noch erwähnen, daß Humboldts früher sehr innige Beziehungen zu einem andern Manne, zu Forster, in jener Zeit gelöst wurden, und zwar durch den Tod. Forster starb am 12. Januar 1794, ein Verehrer der ideellen Freiheit war er an der materiellen zu Grunde gegangen. —

Wir kehren zu dem Verhältniß zurück, in welchem, wie wir sehen, Schiller und Humboldt bereits standen, und in welches Göthe jetzt einzutreten begann.

Unterm 10. September erhielt Schiller von Göthe eine Einladung, nach Weimar zu kommen und eine Zeitlang bei ihm zu wohnen; in demselben Briefe war der Wunsch ausgesprochen, Humboldt auch einmal als besuchenden Gast empfangen zu können. Es war dies der erste Besuch, welchen Schiller bei Göthe machte, und Humboldt war sein Begleiter. Dies wiederholte sich mehr und mehr — bald war Göthe in Jena, bald seine Jenenser Freunde bei ihm — das Verhältniß unter diesen drei großen Männern wurde immer inniger, und auch zwischen Göthe und Humboldt fand von jetzt ab ein Briefwechsel statt, der beinahe vierzig Jahre währte. —

Diese prächtigen Verhältnisse wurden für Humboldt in etwas gestört durch eine Reise, welche er mit seiner Familie im Juni 1795 nach Tegel unternahm. Seine Abwesenheit von Jena sollte länger dauern, als er gemeint hatte. Nicht nur fand er daselbst seine Mutter bedenklich krank, sondern auch seine eigene Familie hatte von Krankheiten zu leiden. An Stelle des speciellen persönlichen Verkehrs mußte jetzt natürlich unter den Freunden ein sorgfältiger und fleißiger Briefwechsel treten. Besonders in dem (gedruckten) Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt finden wir unzählige Ausdrücke der Sehnsucht, womit der eine Freund nach dem anderen verlangte. „Ich habe mich", schreibt Humboldt am

4. August 1795 an Schiller, „so sehr an das gesellschaftliche Denken gewöhnt, daß mir bei längerer Entfernung für meinen Ideenvorrath bang werden würde. Desto mehr nehme ich meine Zuflucht zu Erinnerungen, und ich bringe den besten Theil meiner Zeit in Gedanken bei Ihnen zu.“ Und Schiller empfand eine gleiche Sehnsucht nach dem fernen Freunde. —

In Tegel war das Leben der Familie Humboldt um jene Zeit nicht eben ein angenehmes. Manche Krankheiten suchten sie heim, selbst Wilhelm von Humboldt litt an einem Augenübel, im Uebrigen lebte er mit seiner Familie sehr eingezogen, und war sogar, wie es scheint, wohl in Folge der erwähnten Krankheitsfälle, nicht eben disponirt zu Studien irgend welcher Art. Daß ein solcher Geist nicht lange in Unthätigkeit ausharren konnte, liegt auf der Hand, und wir finden in Bezug hierauf einen Brief vom 28. September des genannten Jahres, welcher einen Beweis von der neugewonnenen Kraft liefert. Wir finden hier die Worte: „Ich weiß nicht, durch welche Verbindung von Umständen ein großer Durst des Wissens plötzlich, wie von Neuem, in mir erwacht ist, aber sehr lange habe ich ihn nicht in gleichem Grade gefühlt. Ich überlasse mich dieser Neigung um so mehr, als ich gar keinen Muth habe, so lange ich von Ihnen abwesend bin, etwas nur irgend Würdiges hervorzubringen. Und überhaupt sind doch meine Gesichtspunkte jetzt zu fest, als daß ich fürchten dürfte, in eine vage Gelehrsamkeit auszuschweifen, die ich gewiß am meisten geringschätze. Alles, was ich anfange, ergreife ich doch aus einem Gesichtspunkte, und niemals unterlasse ich, aus allem Gesammelten die Resultate zu ziehen, die diesen Gesichtspunkt angehen. Dies vorausgesetzt kann ich kaum der Begierde widerstehen, soviel als nur immer und irgend möglich sehen, wissen, prüfen zu wollen. Der Mensch scheint doch einmal da zu sein,

Alles, was ihn umgiebt, in sein Eigenthum, in das Eigenthum seines Verstandes zu verwandeln. Ich möchte, wenn ich gehen muß, so wenig als möglich hinterlassen, das ich nicht mit mir in Berührung gesetzt hätte. Diese Begierde ist mir immer eigen gewesen, und hat mich nur oft leider irre geführt, so daß sie sich selbst ihren Zweck vereitelte. Im Wissen und im Leben habe ich mich immer selbst durch zu große Verbreitung gestraft. Ich habe nach Allem gegriffen und vergessen, daß Jedes festhält, und Manches die Kraft verzehrt. Mit dem Leben bin ich nun zu großer Ruhe gekommen, und mit dem Wissen ist der Kampf, Gottlob! gefahrloser."

Den Winter von 1795—96 brachte Humboldt zum größten Theil in Berlin zu — seine Mutter war dahin gegangen, um ärztlicher Hülfe näher zu sein, und er hatte sie begleitet. — Um jene Zeit hat sich bei ihm auch der Plan zu einer Reise nach Italien ausgebildet, überhaupt wünschte er möglichst viel auf Reisen zu sein, wie er denn unter Anderm einmal an Schiller schreibt: „Es ist mein Plan, nie einen festen Wohnort zu haben, sondern zwischen diesem und eigentlichen Reisen ein Mittel zu halten."

Die nächstfolgende Zeit brachte er bald in Berlin, bald in Tegel zu, dabei im „leißigsten Briefwechsel mit seinen Freunden in Thüringen. So schickte ihm Schiller stets seine neuesten Dichtungen gleich nach ihrem Entstehen, und Humboldt sandte ihm seine Bemerkungen darüber zurück. Wie werthvoll für Schiller diese Humboldtischen Beobachtungen, Kritiken und Anregungen sein mußten, davon finden wir in dem Briefwechsel Beweise genug — hier finde nur eine der dahin gehörenden Stellen Raum. Schiller schreibt nämlich am 21. August 1795 unter Anderm: „Ihre Briefe, lieber Freund, sind mir ein rechter Trost, und ob ich gleich von dem liebevollen Begriffe, den Sie sich von mir bilden, den An-

theil abziehen muß, den Ihre Freundſchaft daran hat, ſo dienen ſie mir doch zu einer fröhlichen Ermunterung, deren ich weit öfter bedarf als entrathen kann."

Und wie innig Humboldts Theilnahme an den theuren Reſultaten der Schillerſchen Muſe war, davon mag folgende Briefſtelle, vom 21. Auguſt, Beweis liefern, welche ſich auf Schillers Gedicht, „die Ideale und das Leben" bezieht. Da heißt es: „Wie ſoll ich Ihnen, liebſter Freund, für den unbeſchreiblich hohen Genuß danken, den mir Ihr Gedicht gegeben hat. Es hat mich ſeit dem Tage, an dem ich es empfing, im eigentlichſten Verſtande ganz beſeſſen, ich habe nichts Anderes geleſen, kaum etwas Anderes gedacht, ich habe es mir auf eine Weiſe zu eigen machen können, die mir noch mit keinem andern Gedichte gelungen iſt, und ich fühle es lebhaft, daß es mich noch ſehr lang und anhaltend beſchäftigen wird. Solch einen Umfang und ſolch eine Tiefe enthält es, und ſo fruchtbar iſt es, woran ich vorzüglich das Gepräge ihres Genies erkenne, ſelbſt wieder neue Ideen zu wecken. Es zeichnet jeden Gedanken mit einer unübertrefflichen Klarheit hin, in dem Umriß eines jeden Bildes verräth ſich die Meiſterhand, und die Phantaſie wird unwiderſtehlich hingeriſſen, ſelbſt aus ihrem Innern hervorzuſchaffen, was Sie ihr vorzeichnen. Es iſt ein Muſter der didaktiſch-lyriſchen Gattung und der beſte Stoff, die Erforderniſſe dieſer Dichtungsart und die Eigenſchaften, die ſie im Dichter vorausſetzt, daran zu entwickeln. Ich habe an einzelnen Stellen ſtudirt, zu finden, wie Sie es gemacht haben, um mit der vollkommenen Präciſion der Begriffe die höchſte poetiſche Individualität und die völlige ſinnliche Klarheit in der Darſtellung zu erreichen, und nie hat ſich mir die Produktion des Genies ſo rein offenbart, als hier. . . . Es trägt das volle Gepräge Ihres Genies und die höchſte Reife, und iſt ein treues Abbild ihres Weſens."

Ueber Schillers Gedicht „der Spaziergang" ſchreibt Humboldt am 23. October: „Wohin man ſich wendet, wird man durch den Geiſt überraſcht, der in dieſem Stücke herrſcht, aber vorzüglich ſtark wirkt das Leben, das dies unbegreiflich ſchön organiſirte Ganze beſeelt. Ich geſtehe offenherzig, daß unter allen Ihren Gedichten, ohne Ausnahme, dies mich am meiſten anzieht, und mein Inneres am lebendigſten und höchſten bewegt. Es hat den reichſten Stoff, und überdies grade den, der mir, meiner Anſicht der Dinge nach, immer am nächſten liegt. Es ſtellt die veränderte Strebſamkeit der Menſchen der ſicheren Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führt auf den wahren Geſichtspunkt beide zu überſehen, und verknüpft ſomit alles Höchſte, was ein Menſch zu denken vermag. Den ganzen großen Inhalt der Weltgeſchichte, die Summe und den Gang alles menſchlichen Beginnens, ſeine Erfolge, ſeine Geſetze und ſein letztes Ziel, Alles umſchließt es in wenigen, leicht zu überſehenden und doch ſo wahren und erſchöpfenden Bildern. Das eigentliche poetiſche Verdienſt ſcheint mir in dieſem Gedicht ſehr groß; faſt in keinem Ihrer übrigen ſind Stoff und Form ſo miteinander amalgamirt, erſcheint Alles ſo durchaus als das freie Werk der Phantaſie. . . . Vorzüglich ſchön iſt die Mannigfaltigkeit der verſchiedenen Bilder, die es aufſtellt . . . . Die Schönheiten der Diktion im Einzelnen erreichen ganz und gar die Größe der Anlage des Ganzen. Jeder Ausdruck giebt ein ſchönes Bild, und die meiſten einzelnen Diſtichen laden zu einem eigenen Studium ein."

Eine ſo eifrige, ſorgfältige, uneigennützige Theilnahme mußte dem großen Manne viel werth ſein. Wie entſchieden, wie liebenswürdig beſcheiden Schiller ſie anerkennt, das zeigen uns folgende Stellen aus Briefen an Humboldt: „Denken Sie doch in einem müßigen Augenblicke darüber nach, was Sie im Versbau der Elegie noch etwa einem Streit unterworfen glauben. Da Sie zu

blöde und ſchamhaft ſind, ſelber mit der Muſe Kinder zu zeugen, ſo adoptiren oder erziehen Sie mir vielmehr die meinigen." — — Und bald nachher ſchreibt er in Bezug auf von ihm an einer fremden Ueberſetzung geübte Kritik: „Es war auch billig, daß ich Andern mittheilte, was ich aus Ihren Bemerkungen über meine Arbeiten gelernt habe." —

Wir glauben mit dieſen wenigen Bruchſtücken aus dem Briefwechſel Humboldts mit Schiller das beiderſeitige Verhältniß charakteriſirt zu haben. Wir können, der Raum dieſes Buches geſtattet es nicht, von all' dem Werthvollen und Intereſſanten nicht mehr mittheilen, als eben zur Charakteriſirung der Situation und der Perſonen nöthig iſt, und verweiſen im Uebrigen auf den gedruckten Briefwechſel ſelbſt, während wir zur weitern Darſtellung der Ereigniſſe zurückkehren.

Im Sommer des Jahres 1796 machte Humboldt eine Reiſe nach dem nördlichen Deutſchland, beſuchte Voß in Eutin, Klopſtock in Hamburg, kehrte nach Berlin zurück und beſchloß, Anfangs November nach Jena zurückzugehen. Am 1. November traf er bereits in Jena ein, um bis zu Ende April des folgenden Jahres hier zu verweilen. Da erhielt er die Nachricht von dem Tode ſeiner Mutter. Er hatte erſt die Abſicht, nach Berlin zu reiſen, es geſchah indeß nicht, er blieb in Jena. Im Januar 1797 wurde Frau von Humboldt von einem zweiten Sohn entbunden, welcher Theodor genannt wurde, und deſſen Geburt der Mutter viele Leiden brachte. Um dieſelbe Zeit ohngefähr kam auch Alexander von Humboldt zu ſeinem Bruder nach Jena, um bis zum Frühjahr hier zu verweilen. Alexander war mit den Vorbereitungen zu der großen amerikaniſchen Reiſe beſchäftigt, und auch Wilhelm wollte ſobald als möglich eine Reiſe nach Italien antreten. Uebrigens war Wilhelm von Humboldts Familie damals viel von Krankheiten heimgeſucht,

er ſelbſt litt am kalten Fieber, ſeine Gattin und die Kinder waren gleichfalls krank.

Um jene Zeit kamen die beiden Brüder Schlegel zu Humboldts ſpeciellerem Freundeskreiſe, welcher beide ganz beſonders ſchätzte. Im Uebrigen nahm er den alten Antheil an Schiller und Göthe, wovon erſterer am Wallenſtein arbeitete, letzterer ſein Gedicht „Hermann und Dorothea" vollendet hatte. In dieſem Zeitpunkt alſo ſchied Wilhelm von Humboldt von ſeinen beiden großen Freunden. Göthe hoffte er in Italien bald wieder zu finden, nicht ſo aber konnte es ſein in Bezug auf das Verhältniß zu Schiller, und dieſer ſelbſt denkt mit einiger Bitterkeit und Wehmuth an dieſe Trennung. Er ſchreibt an Göthe: „Humboldt iſt heute fort; ich ſehe ihn mehrere Jahre nicht wieder, und überhaupt läßt ſich nicht erwarten, daß wir einander noch einmal ſo wieder ſehen, wie wir uns jetzt verlaſſen. Das iſt alſo wieder ein Verhältniß, das als beſchloſſen zu betrachten iſt und nicht mehr wieder kommen kann, denn zwei Jahre, ſo ungleich verlebt, werden gar viel an uns und alſo auch zwiſchen uns verändern." —

Ende April 1797 verließ Humboldt mit ſeiner Familie Jena, das ſeinem Herzen ſo lieb, ſeinem Geiſte ſo förderlich geworden war, um ſich vorläufig nach Berlin zu begeben.

## Vierter Abſchnitt.

Zweite Reiſe nach Paris und Aufenthalt daſelbſt.

---

Die Nothwendigkeit, die Hinterlaſſenſchaft ihrer Mutter zu ordnen, führte die Brüder nach Berlin. Bei der Erbtheilung erhielt Wilhelm von Humboldt Tegel, Alexander Ringenwalde, welches er behufs der Unkoſten ſeiner amerikaniſchen Reiſe an den Dichter Franz von Kleiſt verkaufte. Die Brüoer hatten die Abſicht, über Dresden und Wien nach Italien zu reiſen, der ältere Bruder reiſte im Juni nach der erſtgenannten Stadt ab, wohin der jüngere ihm nach einigen Wochen folgte. Hier traten bereits die erſten Reiſehinderniſſe ein, denn Frau von Humboldt wurde fieberkrank. Schiller ſchreibt unterm 23. Juli an Göthe: „Das wird eine ſchöne Reiſe werden, denn ſie müſſen jetzt ſchon über die Zeit in Dresden liegen bleiben.“ — Von Dresden gingen die beiden Brüder nach Wien, wo ihnen ſehr bald klar wurde, daß eine Reiſe nach Italien jetzt beinahe unmöglich ſei. Schiller ſchreibt am 15. September darüber an Göthe: „Von unſerm Freunde Humboldt habe ich heute Briefe bekommen. Es gefällt ihm in Wien gar nicht mehr, die italieniſche Reiſe hat er ſo gut als aufgegeben, iſt aber beinahe entſchloſſen, nach Paris zu gehen, welches er aber wahrſcheinlich

nach den neueſten Ereigniſſen dort, nicht zur Ausführung bringen wird."

Dieſe Reiſe nach Paris wurde indeß doch ausgeführt. Die Reiſegeſellſchaft, Göthe nennt ſie die „ſämmtliche Caravane", reiſte über Salzburg, wo Alexander von Humboldt zurückblieb, München, Baſel u. ſ. w. nach Paris. Schiller ſchreibt unterm 30. Oktober an Göthe: „Humboldt hat endlich einmal, und zwar aus München, geſchrieben. Er geht jetzt auf Baſel los, wo er ſich beſtimmen wird, ob die Pariſer Reiſe vor ſich gehen ſoll oder nicht. Sie wird er alſo ſchwerlich mehr finden, es ſei denn, daß Sie den Winter noch bei Zürich zubringen werden, wohin er ſich wenden wird, wenn er nicht nach Paris geht." Unterm 29. December finden wir in einem andern Briefe Schillers an Göthe der Ankunft Humboldts in Paris erwähnt, es heißt da: „Unſer Freund Humboldt, von dem ich Ihnen hier einen langen Brief beilege, bleibt mitten in dem neugeſchaffenen Paris ſeiner alten Deutſchheit getreu, und ſcheint nichts als die äußere Umgebung verändert zu haben. Es iſt mit einer gewiſſen Art zu philoſophiren und zu empfinden, wie mit einer gewiſſen Religion; ſie ſchneidet ab von außen und iſolirt, indem ſie von Innen die Innigkeit vermehrt." —

Humboldts Aufenthalt in Paris wurde durch mancherlei von Bedeutung, unter anderm ſchrieb er hier im April des folgenden Jahres 1798 ſeine äſthetiſchen Verſuche über Göthe's Hermann und Dorothea, welche bereits im folgenden Jahre im Druck erſchienen. Humboldt war der geeignetſte Mann dazu, über dies Meiſterwerk epiſcher Dichtkunſt zu ſchreiben, ſein Einfluß auf das Entſtehen des Werkes ſelbſt war bereits ein ſo großer geweſen, wie er dies ſein durfte; Göthe ſelbſt führt dieſen Einfluß in einem ſeiner Briefe an Schiller nach Erſcheinen des Gedichtes an, indem er ſchreibt: „Ich will nun auch Freund Humboldt antworten und

ihn beſonders erſuchen, mit Brinkmann einen proſodiſchen Congreß über Hermann und Dorothea zu halten, ſo wie ich ihnen noch mehr dergleichen Fragen im Allgemeinen vorzulegen gedenke."

Als Göthe dieſes ſchrieb, war Humboldt mit ſeiner Arbeit beinahe fertig. Er ſandte das Manuſcript an Schiller, der es zum Druck befördern ſollte, und Schiller konnte bereits am 15. Mai Göthe ſchreiben, er ſolle nach Jena kommen, es ſei eine unerwartete Novität da, welche ihn ſehr nahe angehe und ihm viel Freude machen werde. Göthe antwortete darauf: „Von einer unerwartet erfreulichen Novität habe ich keine Ahnung, noch Muthmaßung, doch ſoll ſie mir ganz willkommen ſein. Es iſt nicht in meinem Lebensgange, daß mir ein unvorbereitetes, unerharrtes und unerrungenes Gute begegne." Schiller konnte ſeine auf nächſten Sonntag feſtgeſetzte Anweſenheit in Jena nicht erwarten, ſondern ſchrieb ihm am 18. Mai: „Die Novität, von der ich Ihnen ſchrieb, und worüber ich Sie nicht in eine zu große Erwartung ſetzen will, iſt ein Werk über Ihren Hermann, von Humboldt mir im Manuſcript zugeſchickt. Ich nenne es ein Werk, da es ein dickes Buch geben wird, und in die Materie mit größter Ausführlichkeit und Gründlichkeit eingeht. Wir wollen es, wenn es Ihnen recht iſt, mit einander leſen; es wird alles zur Sprache bringen, was ſich durch Raiſonnement über die Gattung und die Arten der Poeſie ausmachen oder ahnen läßt. Die ſchöne Gerechtigkeit, die Ihnen darin durch einen denkenden Geiſt und durch ein gefühlvolles Herz erzeigt wird, muß Sie freuen, ſowie dieſes laute und gründliche Zeugniß auch das unbeſtimmte Urtheil unſerer deutſchen Welt leiten helfen, und den Sieg Ihrer Muſe über jeden Widerſtand, auch auf dem Wege des Raiſonnements, entſcheiden und beſchleunigen wird." — Göthe ging nach Jena, verweilte vier Wochen daſelbſt und ging das Werk ſorgfältig mit Schiller durch.

Da dieſes Werk das erſte größere und bedeutendere aus Humboldts Feder iſt, ſo dürfen wir länger dabei verweilen. Schiller hat in einem Briefe vom 27. Juni 1798 an Humboldt eine ausführliche Kritik deſſelben geſandt, wir theilen dieſelbe hier im Auszuge als alles erſchöpfend mit. Es heißt da:

„Ihre Schrift, mein theurer Freund, war mir in der That eine ganz überraſchende Erſcheinung, und mußte es noch mehr ſein, wenn ich mich erinnere, wo und unter welchen heterogenen Umgebungen Sie dieſes große, ja ungeheure Geſchäft zu Stande gebracht haben.

Der Gedanke, an Göthe's Gedicht die Geſetze der epiſchen, ja der ganzen Poeſie überhaupt zu entwickeln, iſt ſehr glücklich, und eben ſo gut gewählt war dieſes Produkt, um Göthe's individuelle Dichternatur daran zu zeigen. Denn, wie Sie ſelbſt ſagen, in keinem Gedichte erſcheint die poetiſche Gattung und die epiſche Art ſo rein und vollſtändig, als hier, und in keinem hat ſich Göthe's Eigenthümlichkeit ſo vollkommen abgedruckt.

Man erweiſt Ihnen blos Gerechtigkeit, wenn man ſagt, daß noch kein dichteriſches Werk zugleich ſo liberal und ſo gründlich, ſo vielſeitig und ſo beſtimmt, ſo kritiſch und ſo äſthetiſch zugleich beurtheilt worden iſt. Und das konnte auch grade nur durch eine Natur geſchehen, wie die Ihrige, die zugleich ſo ſcharf ſcheidet, und ſo vielſeitig verbindet. Ihre Idioſynkraſie im Empfinden könnte Ihnen vielleicht in einzelnen Fällen den Kreis verengen und dem Gegenſtand Abbruch thun; in Ihrem Raiſonnement kann Ihnen das nie begegnen. Auch iſt das Verdienſt dieſer Arbeit im ſtrengſten Sinne das Ihrige. Göthe kann ihnen als Poet den Stoff zwar zubereitet haben, aber ich habe Ihnen als Kunſtrichter und Theoretiker nicht viel in die Hand gearbeitet; ja ich muß geſtehen,

daß ich in dem einzigen bedeutenden Fehler, den ich daran zu tadeln habe, meinen Einfluß erkenne. Davon nachher.

Ihre Formel für die Kunſt überhaupt, und für die Poeſie insbeſondere, Ihre Deduktion der Dichtungsarten, die Merkmale, die Sie als die charakteriſtiſchen aufſtellen, ſind treffend und entſcheidend. Der Geſichtspunkt, den Sie genommen haben, um dem geheimnißvollen Gegenſtande, denn das iſt doch jedes dichteriſche Wirken, mit Begriffen beizukommen, iſt der freie und höchſte, und für den Philoſophen, der dieſes Feld beherrſchen will, iſt er ohne Zweifel der geſchickteſte. Aber eben wegen dieſer philoſophiſchen Höhe iſt er vielleicht dem ausübenden Künſtler nicht bequem, und auch nicht ſo fruchtbar, denn von da herab führt eigentlich kein Weg zu dem Gegenſtande. Ich betrachte auch deswegen Ihre Arbeit mehr als eine Eroberung für die Philoſophie als für die Kunſt, und will damit keinen Tadel verbunden haben. Es iſt ja überhaupt noch die Frage, ob die Kunſtphiloſophie dem Künſtler etwas zu ſagen hat. Der Künſtler braucht mehr empiriſche und ſpecielle Formeln, die eben deswegen für den Philoſophen zu eng und zu unrein ſind; dagegen dasjenige, was für dieſen den gehörigen Gehalt hat, und ſich zum allgemeinen Geſetze qualificirt, für den Künſtler bei der Ausübung immer hohl und leer erſcheinen wird.

Ihre Schrift iſt mir auch ſchon darum als ein beweiſender Verſuch merkwürdig, was der ſpeculative Geiſt, dem Künſtler und Poeten gegenüber, eigentlich leiſten kann. Denn was hier von Ihnen nicht geleiſtet worden, das kann auf dieſem Wege überhaupt nicht geleiſtet, noch gefordert werden. Sie haben den philoſophiſch-kritiſchen Verſtand, inſofern es dieſem mehr um allgemeine Geſetze, als um regulativiſche Vorſchriften, mehr um die Metaphyſik als um die Phyſik der Kunſt zu thun iſt, auf das vollſtändigſte, wür-

digſte und liberalſte repräſentirt, und nach meinem Gefühl das Geſchäft geendigt.

Sie müſſen ſich nicht wundern, lieber Freund, wenn ich mir die Wiſſenſchaft und die Kunſt jetzt in einer größeren Entfernung und Entgegenſetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt geweſen bin. In Rückſicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar ſelbſt die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen, aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen aus, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß giebt, die Werke der Einbildungskraft zu faſſen, als eben dieſe Einbildungskraft ſelbſt, und daß auch Ihnen die Abſtraktion und die Sprache Ihr eigenes Anſchauen und Empfinden nur unvollkommen hat ausmeſſen und ausdrücken können.

Es iſt hier nur von demjenigen Theil Ihres Werkes die Rede, der die Angriffe ſucht und aufſtellt, nach denen geurtheilt wird, und auch bei dieſem habe ich es keineswegs mit Ihrer Ausführung, nur mit Ihrer Unternehmung zu thun. Denn es iſt zum Erſtaunen, wie genau, wie vielſeitig, wie erſchöpfend Sie Alles behandelt haben, ſo daß ich überzeugt bin, was auch künftighin über den Proceß des Künſtlers und Poeten, über die Natur der Poeſie und ihre Gattungen noch mag geſagt werden, es wird Ihren Behauptungen nicht widerſprechen, ſondern dieſe nur erläutern, und es wird ſich in Ihrem Werke gewiß der Ort nachweiſen laſſen, in den es gehört, und der es implicite ſchon enthält. In allen weſentlichen Punkten iſt zwiſchen dem, was Sie ſagen, und dem, was Göthe und ich dieſen Winter über Epopoe und Tragödie feſtzuſtellen geſucht haben, eine merkwürdige Uebereinſtimmung, dem Weſen nach, obgleich Ihre Formate metaphyſiſcher gefaßt ſind, und die unſrigen mehr für den Hausgebrauch taugen. Vielleicht iſt

Ihre Analyſe zu ſcharf, und die aufgeſtellte Charakteriſtik zu ſtreng und zu unbeweglich . . . .

Ihren Abſatz über die Poeſie, als redende Kunſt, habe ich nicht ganz deutlich eingeſehen, auch darüber ein andermal. Was den Styl betrifft, ſo iſt mit Ausnahme einiger weniger Abſätze, die uns leider nicht ſogleich klar werden konnten, Alles faßlich vorgetragen. Ein weniger diffuſer und ausführlicher Vortrag wäre freilich im Ganzen zu wünſchen geweſen, bei einer größeren Gedrängtheit und Kühnheit möchte das Ganze an Kraft und Beſtimmtheit gewonnen haben. Aber dieſe Sorgfalt, alles zu begränzen und zu limitiren, zu keinem Mißverſtand zu verleiten, nichts zu wagen u. ſ. w. liegt einmal in Ihrer Natur, und wir haben über dieſen Punkt oft und viel geſprochen.

Sie dürfen kaum darauf rechnen, daß Jemand der nicht ſchon ſehr an dieſe Art zu philoſophiren gewöhnt iſt, Ihnen folgen werde; unſere neuen Kunſtmetaphyſiker werden Sie ſtudiren und benutzen, aber es wohl bleiben laſſen, die Quelle zu bekennen, aus der ſie ihren Reichthum holten. In der That haben Sie vielen vorgearbeitet, und ein entſcheidendes Beiſpiel gegeben.

Was man an der ganzen Behandlung überhaupt tadeln möchte, iſt, daß Sie einen zu ſpeculativen Weg gegangen ſind, um ein individuelles Dichterwerk zu zergliedern. Der dogmatiſche Theil Ihrer Schrift, der die Geſetze für den Poeten conſtruirt, ſteht in dem ſchönſten Zuſammenhang mit ſich ſelbſt, mit der Sache und mit den reinſten und allgemeinſten Grundſätzen anderer über dieſen Gegenſtand, und, philoſophiſch genommen, vollkommen befriedigend; nicht weniger richtig und untadelhaft iſt der kritiſche, der jene Geſetze auf das Werk anwendet und es eigentlich beurtheilt; aber es ſcheint, daß ein mittlerer Theil fehlt, ein ſolcher nämlich, der jene allgemeinen Grundſätze, die Metaphyſik der Dichtkunſt,

auf beſondere reducirt, und die Anwendung des Allgemeinſten auf das Individuellſte vermittelt u. ſ. w. u. ſ. w.

Doch genug für heute, lieber Freund. Ohnehin kann ich mich jetzt nicht ins Beſondere einlaſſen, da Göthe Ihre Schrift in Händen hat. Er wollte Ihnen mit mir ſchreiben, hat aber in Weimar zu thun bekommen. Ihre Schrift hat ihn, wie Sie leicht denken können, ſehr angenehm berührt."

Soweit Schiller. Wir ſehen in dieſer Kritik eine ziemliche Strenge vorwalten — vielleicht hätte Schiller, zu dem Humboldt doch in viel engern Beziehungen ſtand als zu Göthe, eine ſo werthvolle kritiſche Arbeit lieber an einem Schillerſchen als an einem Götheſchen Stück erprobt geſehen. Wie Göthe dieſes Werk Humboldts aufgenommen habe, darüber wiſſen wir Genaueres nicht zu berichten, wir vermuthen indeß, etwas zu ſouverain.

Wir kehren nach Paris zu Wilhelm von Humboldt zurück.

Einige Briefe ſeiner Gattin an Rahel erzählen uns mancherlei aus jener Zeit. Da ſchreibt ſie z. B.: „Ich muß Ihnen ein Wort von meinen Kindern ſagen. In den Kindern lebt meine Seele, das fühlen ſie wohl, und ich führe hier mit ihnen eine ganz häusliche Exiſtenz. Die Vormittage dauern hier bis 4 Uhr, früher ißt kein Menſch, das giebt mir das Mittel, viel mit ihnen zu ſein. Abends bin ich häufig in Geſellſchaften oder im Theater, oft auch an meinem Theetiſch, mit dem kleinen Zirkel meiner Bekannten zu Hauſe. Es ſind viele Deutſche hier, denen mein Haus ein point de raillement iſt, ich ſehe aber auch viel Franzoſen und ſehe ſie gern. Das Theater iſt unendlich intereſſant, die Komödie vortrefflich u. ſ. w." Auf ihre Kinder kommt ſie in einem folgenden Briefe nochmals zurück, da heißt es: „Caroline entwickelt ſich ſehr liebenswürdig, ſie iſt ſehr zart und hat einen ſeltenen Grad von Sentimentalität, von ganz natürlicher, wie Du leicht denken kannſt.

Wilhelm iſt ſchön, viel derber, ſehr unartig, eigenwillig und doch unendlich gutmüthig. Theodor iſt das liebenswürdigſte Kind, was ich je ſah — er iſt ganz dick und recht eigentlich fett, und ſieht doch ſchlank aus, ſein Geſichtchen hat einen Ausdruck von Fröhlichkeit, und doch deutet der Blick in ſeinem Auge auf etwas Tieferes. Sein Auge iſt, als ſchaute man in den Himmel. Das Weiße darin iſt ganz blau, und der Augapfel braun. Seine Haare ſind blond, ſein Mund einer der reizendſten, den ich je an einem Kinde ſah. Wenn Du den Jungen ſehen könnteſt, er würde Dich zum Narren machen, wie mich."

Man wird uns die Mittheilung dieſer intereſſanten Details verzeihen, ſpricht auch die Liebe der Mutter vielleicht ein wenig zu viel aus dieſen Worten, ſo ſind ſie doch wiederum durch ihre Aufrichtigkeit von allgemeinerem Intereſſe.

Unter den Gäſten, welche das Humboldt'ſche Haus in Paris damals ſah, iſt vor Allem Alexander von Humboldt zu nennen, welcher vom Frühjahr bis Ende October dieſes Jahres 1798 in Paris verweilte. Er war dahin gekommen, um ſich der Entdeckungsreiſe anzuſchließen, welche unter Capitain Baudins Führung nach der Südſee abgehen ſollte. Es gehört nicht weiter hierher, anzuführen, daß dieſe Expedition unterblieb. — Alexander von Humboldt verweilte bis zu der angegebenen Zeit als theurer Gaſt im Hauſe ſeines Bruders.

Von andern Deutſchen, welche die Salons Wilhelms von Humboldt beſuchten, nennen wir den Bildhauer Tieck, den Maler Schick, den Legationsſekretair G. von Brinkmann, den Grafen Schlabrendorf, Oelsner, Leuchſenring, Burgsdorf und Andere.

Von ihnen allen hatte der Graf Schlabrendorf wahrſcheinlich das meiſte Intereſſe für Humboldt. Varnhagen hat eine ſpecielle Schilderung über dieſen merkwürdigen Mann geſchrieben, in Bezug

auf welche Humboldt unterm 5. März 1832 folgende Worte an ihn ſchreibt: „Ich habe den Aufſatz über unſern ewig denkwürdigen Freund mit großem Vergnügen geleſen. Er hat mich lebendig in die Zeit meines Umgangs mit ihm zurückverſetzt, und es iſt Ihnen, wie es mir ſcheint, ſehr gut gelungen, aus den Charakterzügen und der Handlungsweiſe des Mannes gerade ſo viel auszuheben, als dem großen Publikum ein anſchauliches Bild zu geben vermochte; und ihn doch auch wieder ſo zu ſchildern, daß auch die tiefer Eingeweihten ihn gern in der Schilderung wiedererkennen. Daß darum doch nicht ganz der Eindruck entſteht, den wir gerade bei dieſem uns theuer und ehrwürdig Geweſenen wünſchten, muß Sie nicht irren. Es giebt mittelmäßige und große Menſchen, welchen man ihre Verdienſte und Vorzüge gleich baarer Münze auf den Tiſch zählen kann. Zu dieſen gehörte Schlabrendorf nicht; er wollte tiefer gekannt, er wollte mehr als gekannt, wirklich empfunden ſein. Wer nicht in den erſten Tagen ſeines Umgangs von ihm hingeriſſen war, nicht gleich bewies, daß er Sinn für ihn beſaß, mit dem war jeder Streit über ihn vergebens, wie ich ſehr oft mich ſelbſt davon überzeugt habe. Es kann daher auch wohl keine Schilderung hinter ihm zurückbleiben, die ſein wahres, inneres Weſen, eins der merkwürdigſten und ſeltenſten, das ſich je auf Erden gefunden hat, zuſammengeſetzt aus der wehmüthigſten Weichheit und dem unerſchütterlichſten Muthe wiedergäbe.“

Varnhagen erzählt uns auch eine allerliebſte Anekdote von Schlabrendorf, wobei Wilhelm von Humboldt der Betheiligte war. Der Graf Schlabrendorf hatte nämlich die Gewohnheit und das Geſchick, viele Stunden lang über die beliebigſten Themata mit Geiſt und Feuer ununterbrochen zu reden. Als einmal in noch früher Abendſtunde Humboldt ſeinen weggehenden Gaſt mit dem Licht in der Hand zur Treppe geleitete, vertieften ſich Beide noch

ſo ſehr in die Diskuſſion, daß man ſie am andern Morgen noch an derſelben Stelle im eifrigſten Geſpräch ſtehen ſah. — Wir können natürlich die Garantie für die hiſtoriſche Wahrheit einer ſolchen Zerſtreuung nicht übernehmen. —

Von den Franzoſen, mit denen Humboldt um jene Zeit in Beziehungen weiterer oder engerer Natur ſtand, nennen wir zuerſt die geiſtreiche Frau von Staël. Humboldt und ſeine Gattin waren ſehr liirt mit ihr, beide Theile ſchätzten ſich gegenſeitig hoch. Frau von Staël nannte Humboldt „la plus grande capacité de l'Europe," und in der „Corinna" ſagt ſie einmal von ihm, es ſei ſchwer, einen Mann zu finden, deſſen Unterhaltung und Schriften mehr Wiſſen und Geiſt enthielten. — Daß ihn bei ſolchen Beziehungen zur Wirthin des Hauſes auch die Geſellſchaften in ihrem Hauſe ſpeciell angingen, iſt natürlich, und dieſe Geſellſchaften der Frau von Staël waren damals vielleicht die bedeutendſten von ganz Frankreich. Aus den zahlreichen Bekanntſchaften, welche er hier machte, wollen wir nur eine, die natürlichſte, anführen: Benjamin Conſtant, an welchem Humboldt das höchſte Intereſſe nahm. —

Wir haben jetzt noch über die Studien und Arbeiten zu referiren, mit denen Humboldt während ſeines zweiten Anfenthaltes in Paris ſich beſchäftigte. Das große Werk über Göthe's Hermann und Dorothea u. ſ. w. haben wir bereits des Weiteren erwähnt, außerdem ſchrieb er in Göthe's Propyläen Artikel über Foreſtier's neue Methode, die Malerei zu lehren, über Gemälde von David und Gerard, und insbeſondere einen an demſelben Orte abgedruckten anonymen Aufſatz: „Ueber die gegenwärtige franzöſiſche tragiſche Bühne." Dieſe ſpäter in Humboldts geſammelte Schriften aufgenommene Arbeit iſt von großem Intereſſe. Wie der Verfaſſer die damals durch Talma und Andere ziemlich ge-

hobene tragiſche Bühne der Franzoſen aufzufaſſen weiß, mögen einige wenige Bruchſtücke und Anführungen darthun. So ſtellt er unter anderm den geiſtreichen Unterſchied zwiſchen deutſchen und franzöſiſchen Schauſpielern hin, indem er ſagt, der erſtere ſetze mehr die Arbeit des Dichters fort, die Sache, der Ausdruck ſeien ihm die Hauptſache, der franzöſiſche Schauſpieler dagegen verbinde mit dem Werke des Dichters das Talent des Muſikers und des Malers. Weiter klagt er über den Mangel der Deutſchen in der Tragödie; von der beſtehenden deutſchen Tragödie verlangt er überhaupt, daß ſie eine höhere Stufe erſteige, ſie ſollte ſich in ein Gewand kleiden, womit ſie auch auf den bloßen Sinn einen größeren Eindruck mache. Er rechnet hierhin die Verſification, eine Idee, welche wir in ſeinem Briefwechſel mit Schiller ſchon mehrfach vertreten finden. Das Reſultat ſeiner Arbeit iſt im Ganzen, daß die Franzoſen in ihrer Tragödie die Kunſt, die Deutſchen hingegen die Natur erobert haben. Den letztern bleibt alſo der leichtere Schritt übrig, um etwas möglichſt vollendet Schönes zu ſchaffen; während die Franzoſen die Natur überſprungen haben und die Kunſt erlangten, ſind ſie jetzt gezwungen, erſt zum Drama, zur bürgerlichen Tragödie zurückzugehen, um wieder zur heroiſchen Tragödie gelangen zu können u. ſ. w. u. ſ. w.

Göthe und Schiller waren mit Humboldts Arbeit ſehr zufrieden — in demſelben Hefte der Propyläen, welches Humboldts Arbeit enthielt, ließ Göthe bereits die erſten Proben ſeiner Ueberſetzung des Mahomet von Voltaire unter beſonderer Hinweiſung auf Humboldts Arbeit abdrucken. Wir wiſſen, daß er auch den Tancred überſetzte, zudem erklärte er in einem Briefe an Schiller, daß ihm Humboldts Aufſatz ein helleres Licht über die franzöſiſche Bühne geworfen habe, und daß er ſeitdem die Dramen der Franzoſen viel lieber leſe. — —

Die glänzenden Schilderungen, welche Alexander von Humboldt während ſeiner Reiſe nach Spanien in ſeinen Briefen an den älteren Bruder entwarf, mochten in dieſem die Luſt rege gemacht haben, gleichfalls eine Reiſe nach Spanien zu unternehmen. Bereits im Februar des Jahres 1799 ſchrieb Frau von Humboldt: „Mein ſpäteſtes Zurückkommen nach Berlin iſt in anderthalb Jahren. Unſere Pläne ſind ſo: Mit dem Ende künftigen Monats gehen wir von hier weg. — Ich werde den Sommer mit den Kindern in den Pyrenäen bleiben. Humboldt wird indeſſen allein nach Madrid und vielleicht bis Liſſabon reiſen. Im Herbſt, wo er wieder zu mir kommt, entſcheiden wir uns dann, ob wir hierher für den Winter zurückkommen und über England nach Hauſe reiſen, oder ob wir vom ſüdlichen Frankreich aus nach Italien gehen können, und dann durch die Schweiz nach Deutſchland zurückkommen. Bei beiden Plänen ſind wir in achtzehn Monaten ungefähr wieder zu Hauſe.“

Die Reiſe nach Spanien wurde ausgeführt, wenn auch nicht bereits von Ende März an, wie dieſer Brief andeutete.

Im Sommer des Jahres 1799 verließ Humboldt mit ſeiner Familie Paris und reiſte nach Spanien.

## Fünfter Abschnitt.

Reise nach Spanien. — Rückkehr nach Deutschland. — Eintritt in den höheren Staatsdienst.

---

W. v. Humboldt hat über seine spanische Reise sehr werthvolle Aufzeichnungen der verschiedensten Art veröffentlicht. Wir führen dieselben weiter unten an und folgen ihnen in Schilderung dieser Reise.

Humboldt gelangte über die Bidassoa nach Biscaya, über Tolosa nach Vittoria, durch Castilien nach Madrid. Er besuchte Cadix, Sevilla, Valencia; die ganze Familie begleitete ihn, die älteste damals achtjährige Tochter in Knabenkleidern. Eine besondere Aufmerksamkeit wandte Humboldt dem Montserrat bei Barcelona zu; wir wollen aus seinen Mittheilungen an Göthe über diesen merkwürdigen Punkt einige allgemeinere Bemerkungen anführen, welche Humboldt vorausschickt und die ihn nicht wenig charakterisiren.

„Sie wünschen, lieber Freund", heißt es da, „daß ich fortfahre, Ihnen etwas Ausführlicheres über meine spanische Wanderung zu sagen, so wie ich es im Anfange derselben, bis Madrid hin, that; und ich erfülle Ihren Wunsch um so lieber, als ich ohnehin jetzt damit beschäftigt bin, meine auf der Reise gesammelten Materia-

lien noch einmal durchzugehen und mit spanischen und ausländischen Schriften zu vergleichen.

Mir von fremdartigen Eigenthümlichkeiten einen anschaulichen Begriff zu verschaffen, war, was ich vorzüglich bei meinen Reisen beabsichtigte. Um das Ausland wissenschaftlich zu kennen, ist es nur selten nöthig, es selbst zu besuchen; Bücher und Briefwechsel sind dazu weit sicherere Hülfsmittel als eignes Erholen immer unvollständiger und selten zuverlässiger Nachrichten. Aber um eine fremde Nation zu begreifen, um den Schlüssel zur Erklärung ihrer Eigenthümlichkeit in jeder Gattung zu erhalten, ja selbst nur, um viele ihrer Schriftsteller vollkommen zu verstehen, ist es schlechterdings nothwendig, sie mit eigenen Augen gesehen zu haben.

Auch die treuesten und lebendigsten Schilderungen ersetzen diesen Mangel nicht. Wer nie einen spanischen Eseltreiber mit seinem Schlauch auf einem Esel sah, wird sich immer nur ein unvollständiges Bild Sancho Pansa's machen; und Don Quichote (gewiß ein unübertreffliches Muster wahrer Naturbeschreibung) wird doch nur immer demjenigen ganz verständlich sein, der selbst in Spanien war, und sich selbst unter Personen und Classen befand, welche ihm Cervantes schildert. Der andere wird oft, statt der wahren Gestalten, nur Carrikaturen sehen, und da er blos die Züge verbinden kann, welche der Dichter abgesondert heraushob, so werden ihm die meisten ergänzenden und mildernden Uebergänge nicht mangeln.

Denn darauf gerade kommt es an, jede Sache in ihrer Heimath zu erblicken, jeden Gegenstand in Verbindung mit den andern, die ihn zugleich halten und beschränken.

Wie sichtbar ist dies nicht sogar bei der leblosen Natur! Was ist eine Pflanze, die, ihrem vaterländischen Boden entrissen, auf fremden verpflanzt ist? Was ein Orangenbaum oder eine Dattel-

palme in unſern Treibhäuſern und künſtlichen Gärten, und was in den beglückten Fluren Valencia's und in den Palmenhainen von Elche?

Es giebt eine große Menge von Verrichtungen im Leben, zu welchen der blos durch Ueberlieferung erhaltene Begriff hinreicht; aber wenn Gefühl und Einbildungskraft in uns rege werden ſollen, ſo wird immer mehr und etwas Lebendigeres erfordert. Ueberhaupt begnügen ſich wohl alle untergeordneten Kräfte des Menſchen, der ſammelnde Fleiß, das aufbewahrende Gedächtniß, der ordnende Verſtand an dem Zeichen, dem Begriff oder dem Bilde. Aber die höchſten und beſten in ihm, diejenigen, welche ſeine eigentliche Perſönlichkeit bilden, die Phantaſie, die Empfindung, der tiefere Wahrheits- und Rechtsſinn bedürfen zu ihrer kräftigeren Nahrung auch der Sache, der Anſchauung und der lebendigen Gegenwart. Wenn nur wenige Reiſende eigentlich dieſen Geſichtspunkt, ſich von jedem Gegenſtand, der ihre Aufmerkſamkeit an ſich zieht, ein vollkommen individuelles Bild zu verſchaffen, ſein Daſein und ſeine Natur aus den Dingen, die ihn umgeben und auf ihn einwirken, zu begreifen und dieſen anſchaulichen Begriff wiederum andern gleich vollſtändig und lebendig zu überliefern — wenn, ſage ich, nur wenige dieſen Geſichtspunkt gefaßt haben, oder doch nur die Beſchreibungen weniger in dieſer Rückſicht großen Nutzen gewähren, ſo ſcheint mir dies nicht ſowohl daher zu rühren, daß es ihnen an Empfänglichkeit mangelte, einen fremden Eindruck rein und unverändert aufzunehmen, ſondern daher, daß ſie ſich dieſer Empfänglichkeit nicht genug überließen. Bei dem Eintritt in ein fremdes Land fallen dem Reiſenden immer eine Menge von Fragen ein, die er ſich künftig einmal vorlegen könnte; auf alle ſucht er die genügende Antwort, und eigene Erfahrung hat mich gelehrt, daß man darüber oft dasjenige verſäumt, was man hernach nie wieder

einholen kann. Man vergißt zu leicht, daß man auf einer (nicht zu einer einzelnen Unterſuchung beſtimmten) Reiſe, die immer ein Abſchnitt im thätigen Leben, und allein dem Beſchauenden gewidmet iſt, bloß herumſtreifen, Menſchen ſehen und ſprechen, leben und genießen, jeden Eindruck ganz empfangen, und den empfangenen bewahren ſoll.

Dies habe ich auch zu thun verſucht, aber wenn ich mich freilich meiſtentheils nur an das hielt, was ich ſelbſt ſah, ſo bin ich doch auch oft daneben von dem gegenwärtigen Zuſtand des Landes in den ehemaligen zurückgegangen, da das Bild des Menſchen immer erſt in einer Folge von Zeiten vollſtändig iſt. Auch habe ich die Schriftſteller der Nation ſorgfältig verglichen, um wo möglich auch in ihnen nichts vorbei zu laſſen, was vorzüglich charakteriſtiſch erſcheinen konnte.

Wir umfaſſen mit unſerer unmittelbaren Erfahrung nur eine ſo kleine Spanne des Raums und der Zeit, und doch können wir es uns nicht verleugnen, daß wir nur dann das Leben vollkommen genießen und benutzen, wenn wir uns bemühen, den Menſchen in ſeiner größten Mannigfaltigkeit, und in dieſer lebendig und wahr zu ſehen.

Sollte es daher nicht der Mühe werth ſein, mehr als bisher geſchehen iſt, Geſtalten der Natur und der Menſchheit aufzufaſſen und zu zeichnen? zu ſehen, was die erſteren wirken, und wozu ſich die letzteren ausbilden können?

Freilich giebt es nicht gerade ein einzelnes Fach weder der Wiſſenſchaften, noch der Beſchäftigungen, in welches dieſe Bemühung unmittelbar eingreifen könnte. Für die Menſchenkenntniß, welche das geſchäftige Leben fordert, dürfte ſogar dieſe allgemeine den Sinn nur verwirren und abſtumpfen.

Nur dem Künſtler und dem Menſchen überhaupt, jenem um

ſein Werk, dieſem um ſich ſelbſt zu bilden, müßte, dünkt mich, ein ſolcher Verſuch höchſt erwünſcht ſein, und ich darf daher hoffen, daß Ihnen meine Schilderungen gerade darum willkommen ſein werden, weil ſie von dieſem Geſichtspunkte ausgehen.

Für heute wünſche ich Sie in eine Gegend zu führen, mit der wohl nur ein Paar andere in Europa verglichen werden können, wo die Natur und ihre Bewohner in wunderbarer Harmonie mit einander ſtehen, und wo ſelbſt der Fremde, ſich auf einige Augenblicke abgeſondert wähnend von der Welt und von den Menſchen, mit ſonderbaren Gefühlen auf die Dörfer und die Städte hinabblickt, die in einer unabſehlichen Strecke zu ſeinen Füßen liegen — in die Einſiedlerwohnungen des Montſerrats bei Barcelona.

Ich habe zwei unvergleichlich ſchöne Tage dort zugebracht, in denen ich unendlich oft Ihrer gedachte. Ihre Geheimniſſe ſchwebten mir lebhaft vor dem Gedächtniß. Ich habe dieſe ſchöne Dichtung, in der eine ſo wunderbar hohe und menſchliche Stimmung herrſcht, immer außerordentlich geliebt, aber erſt ſeitdem ich dieſe Gegend beſuchte, hat ſie ſich an etwas in meiner Erfahrung angeknüpft; ſie iſt mir nicht werther, aber ſie iſt mir näher und eigener geworden.

Wie ich den Pfad zum Kloſter hinaufſtieg, der ſich am Abhang des Felſens langſam herumwindet, und noch ehe ich es wahrnahm, die Glocken deſſelben ertönten, glaubte ich Ihren frommen Pilgrim vor mir zu ſehen, und wenn ich aus den Tiefen grünbewachſener Klüfte emporblickte, und Kreuze ſah, welche heilig kühne Hände in ſchwindelnden Höhen auf nackten Felsſpitzen aufgerichtet haben, zu denen dem Menſchen jeder Zugang verſagt ſcheint, ſo glitt mein Auge nicht wie ſonſt mit Gleichgültigkeit an dieſem durch ganz Spanien unaufhörlich wiederkehrenden Zeichen ab. Es ſchien mir in der That das,

zu dem viel tauſend Geiſter ſich verpflichtet,
zu dem viel tauſend Herzen warm gefleht.

Und wie ſollte es auch anders ſein? Die Größe der Natur und die Tiefe der Einſamkeit erfüllen das Herz mit Gefühlen, die ſelbſt der leerſten Hieroglyphe bedeutenden Inhalt zu geben vermöchten, und wie wir auch über eine Meinung oder einen Glauben denken mögen, ſo ſteht immer, als Vermittler, zwiſchen uns und ihm der Menſch, aus deſſen Empfindungen er entſprang. In dem Getümmel der Welt vergeſſen wir das oft, und urtheilen raſch und hart darüber ab; aber, milder geſtimmt in der Stille der Einſamkeit, iſt uns alles, was menſchlich iſt, auch näher verwandt.

Lange habe ich mich nicht losreißen können von dem Gipfel dieſes wunderbaren Bergs, lange habe ich wechſelsweiſe meine Blicke auf die weite Gegend vor mir, die hier von dem Meere und einer ſchneebedeckten Gebirgskette umgrenzt iſt, das ſich in's Unabſehliche hin verliert, bald auf die waldigen Gründe unter mir geworfen, deren tiefe Stille nur von Zeit zu Zeit der Ton einer Einſiedlerglocke unterbricht. Ich habe mich nicht erwehren können, dieſen Platz als den Zufluchtsort ſtiller Abgeſchiedenheit von der Welt anzuſehen, wo die gewiß nur Wenigen ganz fremde Sehnſucht, mit ſich und der Natur allein zu leben, volle und ungeſtörte Befriedigung genöſſe; und ſollte nicht billigerweiſe jeder rein menſchlichen Empfindung auf Erden ein von der Natur beſonders für ſie begünſtigter Ort geheiligt ſein, zu welchem der Menſch, wenn nicht ſich ſelbſt, doch wenigſtens ſeine Einbildungskraft und ſeine Gedanken retten könnte?"

Soweit dieſe Anführungen, welche wir zur beſonderen Charakteriſtik des Verfaſſers ſelbſt mittheilen. —

Humboldt kam im Frühjahr des folgenden Jahres, 1800, wieder in Paris an. Er machte ſich zunächſt daran, ſein Reiſe-

material zu verarbeiten, wir wollen hier wenigſtens den Titeln nach anführen, was er über die ſpaniſche Reiſe niederſchrieb und was davon veröffentlicht worden iſt.

Wir nennen da zuerſt „Reiſeſkizzen aus Biscaya", welche aus ſeinem Nachlaß in den geſammelten Schriften mitgetheilt ſind; ſodann eine Beſchreibung des Montſerrat, welche in den geographiſchen Ephemeriden von Gaspari und Bertuch im März 1803 mitgetheilt wurde. Ferner ein Gedicht „In der Sierra Morena"; ſodann an ſprachwiſſenſchaftlichen Arbeiten, die vaskiſche Sprache hatte ſeine Aufmerkſamkeit beſonders angezogen, mehrere größere oder kleinere, nämlich „Berichtigungen und Zuſätze zum erſten Abſchnitt des zweiten Bandes des Mithridates über die cantabriſche oder vaskiſche Sprache", welche 1817 in Berlin erſchienen; „Ankündigung einer Schrift über die vaskiſche Sprache und Nation, nebſt Angabe des Geſichtspunkts und Inhalts derſelben", in Friedr. Schlegels deutſchem Muſeum, December 1812, mitgetheilt; und endlich „Prüfung der Unterſuchungen über die Urbewohner Hiſpaniens vermittelſt der vaskiſchen Sprache", ein Werk, welches im Jahre 1821 in Berlin erſchien. Wir ſehen, daß Humboldt fleißig beobachtet und geſammelt haben mußte. —

Nach der Rückkehr der Humboldt'ſchen Familie nach Paris, im Mai des Jahres 1800, wurde Frau von Humboldt von Zwillingen entbunden, einem Knaben und einem Mädchen. Der Knabe ſtarb bald nach der Geburt, das Mädchen erhielt den Namen Adelheid. In Humboldts nach ſeinem Tode herausgegebenen geſammelten Schriften finden wir ein größeres Gedicht, eine Elegie, welche nach der Geburt des Knaben gedichtet wurde, und wohl als das erſte Gedicht zu betrachten iſt, welches uns aus Humboldts Feder vorliegt. Wir geben hier ein paar Bruchſtücke deſſelben, welche ſeinen Werth an Inhalt und Form documentiren mögen.

Es heißt in demſelben unter anderm:

„Schwer, o Kind, iſt die Zeit und mühvoll, wo du den Tag ſiehſt,
Arbeit heiſchend und Muth in dem ermüdenden Kampf,
Niemals forderte mehr der Genius, ſtrenger es niemals,
Welcher ſinnenden Geiſts lenket der Menſchen Geſchick;
Und auf die Stimme des Gott's, des ernſtgebietenden Richters,
Merke mit achtſamem Sinn, wo in der Bruſt ſie dir tönt!
Denn nicht in luftigen Wolken, noch hoch in der Wüſte des Aethers
Thront er, ihn zeuget des Mannes tiefer Gedanke ſich ſelbſt.
Los von der Hand der Natur und der ſtill beſchränkenden Sitte,
Die ihn im kreiſenden Lauf ſorgſam und ſicher geführt,
Riß ſich, im Ungeſtüm der plötzlich erwachenden Kräfte,
Ungeduldig der Menſch, zeichnend ſich ſelber den Pfad;
Und nun gilts in der Nacht des tiefaufwogenden Meeres
Vom umnebelten Pol kühn zu entreißen den Stern,
Welcher den ſchweifenden Nachen, nicht mehr am nahen Geſtade,
Sicher und unverſehrt führ' in den Hafen hinein. —

. . . . . .

Willſt du ihn finden, den Punkt, auf dem du mit Sicherheit tretend
Leicht dich, wohin du nur willſt, rechtshin und linkshin bewegſt,
Wo dein forſchender Geiſt, ſtets ſchweifend weiter und weiter,
Endlich die Räume ſie all', all' die unendlichen mißt,
Wo du dich ſelbſt umſchaffſt nach des All's unendlichem Urbild,
Rings verſammelnd in dir, was zu erſchaffen du magſt; —
Sieh! er ruhet in dir! In dich verſenke die Kräfte,
Welche, göttlich und frei, reichlich dein Buſen bewahrt!
Siehſt du die rollenden Welten dort oben im luftigen Aether?
Sicher durch eignes Gewicht hält ſich der ſchwebende Ball;
Niemals ſchmettern ſie wild mit grauſem Gekrach an einander,
Stets harmoniſchen Flugs ſchwingt ſich die goldene Bahn.
So auch du! in der gleich gemeſſenen Kräfte Bewegung
Folge muthig dem Weg, den ſie ſich ſelber erſpäh'n.
Nie gedeiht, was nicht frei aus eignem Buſen hervorſprießt,
Nicht der verlangende Sinn reines Gefühls ſich erwählt.

. . . . . .

So nur ſchreite, mein Kind, mit fröhlichem Muth in das Leben,
Stark zu jeglicher That, offen für jeden Genuß.
Suche nicht ängſtlich die Bahn, ſie hiehin zu lenken und dorthin;
Lieblicher krümmt ſich des Bach's wellengeſchlängelter Pfad.

Aber mit ſpähendem Fleiß benutze, was günſtig das Schickſal,
Was der Zufall dir reichte, keine der Blüthen verſchmäh'!
Denn wer die meiſten Geſtalten der vielfach umwohneten Erde,
Die er vergleichend erfah, trägt im bewegenden Sinn,
Wem ſie die glühende Bruſt mit der fruchtbarſten Fülle durchwirken,
Der hat des Lebens Quell tiefer und voller geſchöpft.

. . . . . .

Das nur können die Eltern, nur das allein dir gewähren,
Daß ſie mit deutſchem Sinn ſorgſam dich nähren und früh;
Was ſie beſaßen der Kraft, und was ſie ſich mühſam erſtrebten,
Haben ſie innig und treu dir in die Seele gehaucht;
Geh nun, ſelbſt es vollendend, und zeige dem kommenden Enkel,
Daß dich zum Weichling nicht zeugt' ein entartet Geſchlecht.
Aber ſind ſie dir einſt von der liebenden Seite gewichen,
Klage, Lieber, dann nicht, weine nicht Thränen des Weh's.
Siehe! ſie weichen ja alle, die ſproſſenden Kinder der Erde,
Und ein neues Geſchlecht trägt der verdrängende Raum.
Aber gedenke des Vaters, gedenke der liebenden Mutter,
Blumen ſtreue dem Grab ſegnend die bergende Gruft."

— — —

Im Spätſommer deſſelben Jahres erhielt das Humboldt'ſche Haus in Paris auch Rahels Beſuch, derſelben Rahel, welche von Humboldt ſagte, er ſei von keinem Alter, gehöre keinem an, und ein anderes Mal, als man ſich über die Quantität Geiſt ſtritt, welche Humboldt angehören möge, ſagte, er habe ſo viel, als er nur wolle. Die Beziehungen, welche ſie zu W. v. Humboldt und ſeiner Gattin hatte, dauerten eine geraume Zeit, bald mehr, bald weniger ſpeciell.—

Die beſondere Aufmerkſamkeit, welche Humboldt der vaskiſchen Sprache zugewendet hatte, brachte ihn in dieſer Zeit ſogar dazu, nochmals eine Reiſe nach Spanien zu unternehmen. Diesmal ging er allein und blieb mehrere Wochen in den ſpaniſch- und franzöſiſch-vaskiſchen Provinzen, handſchriftliche Reichthümer ſammelnd und in ſonſtige Forſchungen vertieft, welche ihn dahin geführt hatten. Indeß erreichte er den Zweck dieſer Reiſe nicht ganz, er ſagt über

dieſelbe: „Es war einer der hauptſächlichſten Zwecke meiner Reiſe durch Biscaya, die Spuren aufzuſuchen, welche aus der älteſten Geſchichte und dem älteſten Zuſtande des Volks etwa in alten Sagen oder Nationalgeſängen übrig geblieben ſein möchten. Ich fand mich aber bald gänzlich in der Hoffnung getäuſcht, hiervon etwas Bedeutendes aufzufinden. In keinem Lande vielleicht iſt es dem mißverſtandenen Eifer der erſten chriſtlichen Bewohner ſo ſehr gelungen, alle Ueberreſte des heidniſchen Alterthums zu vernichten, als in dieſem. Weder von der Verfaſſung, noch der Religion, noch den Sitten der alten Basken kann man ſich einen, nur irgend befriedigenden Begriff verſchaffen, und kaum haben ſich einige dürftige Spuren dieſer älteren Zeit in der Sprache, den einheimiſchen Benennungen der Monate und Wochentage, einigen wenigen Eigennamen, Nationaltänzen, Volksmärchen u. ſ. f. erhalten.“ —

Humboldt kehrte nach Paris zurück, um an dieſen ſprachwiſſenſchaftlichen Studien weiter zu arbeiten. Im Sommer des Jahres 1801 verließ er indeß die franzöſiſche Hauptſtadt mit ſeiner Familie und ging nach Tegel und Berlin. Der Aufenthalt Humboldts an dieſen beiden Orten währte länger als ein Jahr, in welchem Zeitraum ihm ſeine jüngſte Tochter am 28. Mai 1802 geboren wurde und in der Taufe den Namen Gabriele erhielt.

Humboldts diesmaliger Aufenthalt in Berlin ſollte übrigens für ihn von größter Bedeutung werden durch Ausführung eines Entſchluſſes, welcher ſelbſt ſeine ſpecielleren Freunde ganz unvorbereitet überraſchte, nämlich durch ſeinen Eintritt in den höheren Staatsdienſt. Die Stelle eines preußiſchen Miniſter-Reſidenten in Rom war zu beſetzen, Humboldt bewarb ſich um dieſes Amt, erhielt es, wurde zum Kammerherrn, geheimen Legationsrath und Miniſter-Reſidenten in Rom ernannt, und reiſte im Herbſt 1802 mit ſeiner ganzen Familie dahin ab.

Fragen wir, weshalb Humboldt seine unabhängige Stellung, die ihm vorher so theuer war, opferte, so finden wir in einem Briefe an Schiller eine ziemlich befriedigende Antwort, es heißt da nämlich: „Ich war einige Jahre vorher in einer nicht glücklichen Stimmung für die Production; ich wußte so vielerlei, ich kannte Manches besser, als viele Andere, und doch schloß sich nichts fest zu einem Resultate zusammen, ich konnte mit dem thätigen Theile meiner Existenz unmöglich zufrieden sein. Es schien mir daher besser, meiner Thätigkeit einen bestimmten, wenn gleich gewöhnlichen Gang zu geben, und ich suchte nur die aus, die im Stande war, mich zugleich wieder an einen wichtigen Ort zu führen."

Wie unendlich wichtig dieser Schritt für Humboldts politische und höchste wissenschaftliche Weiterbildung geworden ist, werden wir im weitern Verlauf unserer Darstellung zur Genüge sehen. Wir begleiten ihn auf seiner Reise nach Rom, wohin er einen jungen Philologen, der später durch specielle Beziehungen zu Göthe einen bekannten Namen erhalten sollte, den Dr. Riemer als Erzieher seiner Kinder mitnahm — erfahren, daß er in Weimar Göthe und Schiller noch einmal besucht, wobei Humboldt wohl keine Ahnung hatte, daß er seinen theuren und großen Freund Schiller nicht wiedersehen sollte, und werden im folgenden Abschnitt über diesen Aufenthalt Humboldts in der „ewigen Stadt" näheres erzählen.

## Sechſter Abſchnitt.

Reiſe nach Rom. — Aufenthalt daſelbſt.

---

Die Reiſe nach Rom ging nicht eben ſchnell von ſtatten. Im October traf Humboldt in Mailand ein, am Abend des 25. November in Rom. Die Familie Humboldt nahm ihre Wohnung in der Villa di Malta, einem ehemaligen Eigenthum der Malteſerritter, welche, ſchön am Vorſprunge des pinciſchen Hügels gelegen, ſchon mehrfach deutſche Bewohner von Bedeutung in ihren Mauern gehabt hatte. Unter andern hatte die Herzogin Amalie von Weimar und Herder ebenfalls einmal hier gewohnt. Ueber die Ankunft der Familie Humboldt haben wir die Schilderung einer Augenzeugin zur Hand. Friederike Brun ſchreibt in ihrem „Römiſchen Leben“: „Der Vater iſt ſchon ausgeſtiegen; man reicht ein kleines Kind, welches geht, dann ein ganz kleines, ſorgſam eingewickeltes den ausgeſtiegenen Wärterinnen hin. Nun ſpringen ein, zwei, drei Knaben aus dem Wagen, dann ſteigt die reiſeermüdete, ſorgſame Mutter aus.“ Ueber die letztere, welche noch immer an den Nachwehen einer kaum überſtandenen Krankheit litt, fährt die erwähnte Berichterſtatterin fort: „Kaum war unſere geliebte Nachbarin vierzehn Tage in Rom, als wir, trotz aller Tag- und

Nachtmühe, das ſchöne Geiſt und Liebe blickende Auge ſich beleben, die kaſtanienbraunen Haare das liebliche Köpfchen umwallen, die Wange wieder friſch geröthet und den ſo ausdrucksvollen feinen Mund von frohem, oft ſo reizend muthwilligem Lächeln umſpielt ſahen."

Für Humboldt begann jetzt ein glückliches, eine Reihe von Jahren dauerndes Leben. Friedrich von Müller giebt uns eine Schilderung deſſelben, hören wir ſeine eigenen Worte: „Ihm, dem Glücklichen war vergönnt, die diplomatiſche Laufbahn ſogleich auf jenem welthiſtoriſchen Centralpunkt, in der ewigen Roma zu beginnen. Was konnte wohl für alle ſeine Neigungen und Lieblingsſtudien, für ſeine tiefe Beobachtungsgabe erwünſchter und vortheilhafter ſein? Auch genoß er ſeines Glückes im vollſten Umfang; unermüdliche Forſchungen im Gebiet des Alterthums und der claſſiſchen Literatur füllten die Stunden ſeiner Muße, führten ihn bald zu den ſcharfſinnigſten Combinationen über Urſprung und Verwandtſchaft der Sprachen, bald zu den heiterſten Kunſtbetrachtungen, während der erquickende Anblick einer großartigen unerſchöpflichen Natur den Kreis ſeiner Phantaſie erweiterte und oft zu dem kühnſten Flug begleitete. Im täglichen Umgang mit den bedeutendſten Künſtlern und auserwählten Freunden, denen ſein gaſtliches Haus willkommenen Vereinigungspunkt darbot, im fortwährenden und immer neuen Contakt mit den intereſſanteſten Reiſenden aller Nationen floſſen ſechs ungetrübte Jahre im heiterſten Wechſel ihm vorüber; nur aus weiter Ferne hallten die Donner des Krieges, die von Zeit zu Zeit Deutſchland und zuletzt ſein geliebtes preußiſches Vaterland erſchütterten, über die Alpen zu ihm hinüber. Nach wiederhergeſtelltem Frieden zur thätigen Mitarbeitung an dem Wiederaufbau des zerrütteten Staatsgebäudes berufen, vertauſcht er bereitwillig Italiens Reize und die Ruhe der Contemplation mit den ſchwierigſten Aufgaben praktiſcher Thätigkeit."

Da wir einmal im Citiren sind, wollen wir ein Paar kleine Mittheilungen über Humboldts römischen Aufenthalt mit seinen eigenen Worten anführen, wie er sie in den Jahren 1803 und 1804 an den bereits erwähnten Friedrich August Wolf schrieb. Wir finden unter anderm Interessanten auch folgende Stellen: „Für mich ginge der Genuß, Sie hier zu begleiten, über jeden Begriff. Es wäre nach Jahren wieder der erste eines geistvollen Gesprächs. Was es hier auch an wissenschaftlichem Umgang giebt, so ist es trocken und hölzern. Selbst Zoëga'n, der sonst interessantere Ansichten hat, fehlt es an lebhaftem Interesse. Er ist ein allgemeiner Indifferentist und Skeptiker, und wenn auch wirklich seine Gelehrsamkeit dadurch weniger Schaden leidet, so verliert doch die Mittheilung allen Reiz. Es wird Ihnen ordentlich merkwürdig sein, Zoëga zu sehen. Auch mein Bruder hat die Bemerkung gemacht, daß Niemandes Umgang so wenig zu eigenen Arbeiten belebend, ja man kann sagen, sogar so niederschlagend dafür ist.

Ich lese jetzt wieder sehr viel die Alten, und immer Römer, denn das Lokalinteresse überwiegt doch alles Andere. Die Totalität der Römergeschichte und des Römerlebens im Kopf in Rom herumzugehen, ist eigentlich mein Leben. In die Museen und Galerien komme ich selten; um Basreliefs, Münzen und Gemmen bekümmere ich mich wenig oder gar nicht. Ich liebe nicht in die Häuser eingeschlossene Götter. Aber die Kolossen, deren Wunderköpfe Sie im Barbarenlande gesehen haben, die unter freiem Himmel stehen und auf Rom vom Quirinal hinabsehen, die grüße ich ziemlich alle Tage. Wo für mich der Genuß vollkommen sein soll, muß die Bläue des Himmels auch ihr Recht behaupten, man muß noch einen Theil Latium mit überschauen, und das Lateinergebirge den Horizont schließen sehen.

Dann wird man unwiderstehlich zu endlosen Betrachtungen

über Geſchichte und Menſchenſchickſal hingezogen, dann runde ſich auf einmal um die Hügel herum das ganze Gemälde der Weltgeſchichte. Denn auf mich übt Rom immer ſeine große Gewalt mehr als durch alles andre dadurch aus, daß es der Mittelpunkt der alten und neuen Welt iſt. Denn ſelbſt das Letzte wird ihm Niemand mit Recht ſtreitig machen. Unſere neue Welt iſt eigentlich gar keine; ſie beſteht bloß in einer Sehnſucht nach der vormaligen, und immer ungewiſſem Tappen nach einer zunächſt zu bildenden. In dieſem heilloſeſten aller Zuſtände ſuchen Phantaſie und Empfindung einen Ruhepunkt und finden ihn wiederum nur hier. Doch ich ſchweife ab, und will einlenken; aber ich rede von dem, deß das Herz voll iſt, und zu dem, der es ebenſo wie ich fühlen würde, wenn er auf dergleichen Stelle ſtünde. — — — — — — — —

„Hier bei Spaziergängen in den himmliſchen Gegenden um den Albaner See, und am Fuß des Mons Albanus, ſtecke ich den Homer in die Taſche und leſe ihn mit unglaublichem Vergnügen. Ueberhaupt führe ich ein unendlich genußreiches Leben. So lange meine eigentlichen Arbeiten dauern, ſo glücklich bin ich einmal organiſirt, ärgern und langweilen ſie mich nicht; wenn ſie geendigt ſind, ſind meine Gedanken hundert Meilen entfernt, dann gehe ich ins Freie, und leſe, denke, träume. Ich glaube wirklich, man genießt das Leben nur hier. Der Genuß wird hier ein fruchtbares Geſchäft, und weckt eine Art von Verachtung gegen die Thätigkeit. Das werden Sie nicht ſehr lobenswürdig finden, mein theurer Freund, aber es iſt wahr, und was giebt es auch eigentlich Höheres, als ſich und die Natur, die Vergangenheit und die Gegenwart genießen? Nur wenn man das thut, lebt man für ſich und für etwas Wahres. Alles Uebrige iſt ein Treiben und Jagen, bei dem man wenigſtens nie zurückblicken muß u. ſ. w. u. ſ. w.“

Außer in Briefen an seine Freunde hat Humboldt während seines langen und für ihn so erfolgreichen, so angenehmen römischen Aufenthalts noch an vielen andern Orten uns hinterlassen, wie glücklich jene Zeit von ihm durchlebt worden ist. Seine ganze Natur war für eine italienische Umgebung geschaffen, seine eigentliche größte geistige Ausbildung hat während dieses römischen Aufenthalts stattgefunden.

Wir finden in seinen Schriften zuerst eine Reihe von Sonetten, denen sein römisches Leben zu Grunde lag. Ferner schrieb er einen längern Aufsatz über Göthes zweiten römischen Aufenthalt, in welchem er die ewige Stadt mit aller Innigkeit feiert. Es heißt da an mehreren Orten: „Roms Größe liegt, neben unendlich vielem Einzelnen, in etwas, das unentreißbar an das Ganze, an das Gemisch antiker und moderner Pracht, die Trümmer, welche das Auge meilenweit verfolgt, die umgebende Ebene, die sie begränzenden Gebirge, die lange Reihenfolge historischer Erinnerungen und dunkler Ueberlieferungen geheftet ist. Dies zeigte sich deutlich in der Zeit, wo es seiner besten Kunstschätze, der merkwürdigsten Ueberreste des Alterthums, auf unwürdige und schmachvolle Weise beraubt war. Es bleibt ein ewiger Unterschied zwischen den Ländern und Städten, welche selbst der Schauplatz des klassischen Alterthums waren, und denen, welche jener die Menschheit früh erwärmende Hauch nie berührte. Hier gleichen die antiken Kunstwerke, und dies geht zum Theil auch auf die ihnen so nahe verwandten modernen über, nur aus der Fremde zusammengetragenem Geräth. Dort ist gleichsam der Boden selbst mit ihrem Sinne geschwängert, und scheint sie unerschöpflich, wie Bäume und Früchte, zu tragen.....

Kein Ort verträgt sich so wenig als Rom mit dem an sich lobenswerthen Eifer des Reisenden, der rastlos alles Einzelne zu

ſehen, die daraus geſchöpfte Belehrung mit hinwegzunehmen ſtrebt und fertig zu ſein glaubt, wenn er die Reihe des Sehenswürdigen auf dieſe Weiſe durchgemacht hat. Rom verlangt Ruhe, und daß man die Erinnerung der Nothwendigkeit der Rückreiſe, wie feſt ſie bevorſtehe, möglichſt fern halte. Man muß ſich erſt ſelbſt leben, ehe man ihm leben kann, ſich dem Eindruck ſtill und ungeſtört überlaſſen. In keiner andern Umgebung geht aus der reinen und wahren Empfänglichkeit ſo unmittelbar auch die geeignete Thätigkeit hervor, es möge ſich nun Neues durch neues Studium entwickeln, oder man möge forttreiben, was man zu treiben gewohnt war, den Gedanken, Gefühlen, Bildern nachhängen, welche zu Hauſe die Seele am lebendigſten bewegten. Auch ſo wird man ſich auf gewiſſe Weiſe umgeſtaltet und wiedergeboren, wie in einem neuen und anregenderen Elemente befinden; vor der reinen Natur, in die man verſetzt wird, der gediegenen Beſtimmtheit, vor die man tritt, ſchwindet dann von ſelbſt das Dunkle, Ungewiſſe, Form- und Weſenloſe dahin."

An Göthe ſelbſt ſchrieb Humboldt unter andern folgenden Ausdruck ſeiner begeiſterten Empfindungen, welche ihn nie verließen, ſo lange er in Rom ſelbſt war, und welche ihm auch ſpäter und ſein ganzes Leben hindurch ſo oft in der Erinnerung wiederkehrten: „Rom iſt der Ort, in dem ſich für unſere Anſicht das ganze Alterthum in Eins zuſammenzieht, und was wir alſo bei den alten Dichtern, bei den alten Staatsverfaſſungen empfinden, glauben wir in Rom mehr noch als zu empfinden, ſelbſt anzuſchauen. Wie Homer ſich nicht mit andern Dichtern, ſo läßt ſich Rom mit keiner andern Stadt, römiſche Gegend mit keiner andern vergleichen. Es gehört allerdings das Meiſte von dieſem Eindruck uns und nicht dem Gegenſtande; aber es iſt nicht blos der empfindende Gedanke, zu ſtehen, wo dieſer oder jener große Mann

ſtand, es iſt ein gewaltſames Hinreißen in eine von uns nun einmal, ſei es auch durch eine nothwendige Täuſchung, als edler und erhabener angeſehene Vergangenheit; eine Gewalt, der ſelbſt, wer wollte, nicht widerſtehen kann, weil die Oede, in der die jetzigen Bewohner das Land laſſen, und die unglaubliche Maſſe von Trümmern ſelbſt das Auge dahin führen. Und da nun dieſe Vergangenheit dem innern Sinne in einer Größe erſcheint, die allen Neid ausſchließt, an der man ſich glücklich fühlt, nur mit der Phantaſie Theil zu nehmen, ja an der keine andere Theilnahme nur denkbar iſt, und dann den äußern Sinn zugleich die Lieblichkeit der Formen, die Größe und Einfachheit der Geſtalten, der Reichthum der Vegetation, die doch wieder nicht üppig iſt, wie in noch ſüdlichern Gegenden, die Beſtimmtheit der Umriſſe in dem klaren Medium, und die Schönheit der Farben in durchgängige Klarheit verſetzt; ſo iſt hier der Naturgenuß reiner, von aller Bedürftigkeit entfernter Kunſtgenuß. Ueberall ſonſt reihen ſich Ideen des Contraſtes daran, und er wird elegiſch oder ſatyriſch. Freilich indeß iſt es auch nur für uns ſo. Horaz empfand Tibur moderner, als wir Tivoli. Das beweiſt ſein beatus ille, qui procul negotiis. Aber es iſt auch nur eine Täuſchung, wenn wir ſelbſt Bewohner Athens und Roms zu ſein wünſchten. Nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Alterthum uns erſcheinen. Es geht damit, wie wenigſtens mir und einem Freunde mit den Ruinen. Wir haben immer einen Aerger, wenn man eine halbverſunkene ausgräbt; es kann höchſtens ein Gewinn für die Gelehrſamkeit auf Koſten der Phantaſie ſein. Ich kenne für mich nur noch zwei gleich ſchreckliche Dinge, wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wollte, in der kein Menſch Meſſer trüge. Kommt je ein ſo ordentlicher Pabſt, was denn die 72 Cardinäle verhüten mögen, ſo ziehe

ich aus. Nur wenn in Rom eine ſo göttliche Anarchie, und um Rom eine ſo himmliſche Wüſtenei iſt, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth iſt, als dies ganze Geſchlecht."

Der Schluß unſerer Anführung iſt mit einer etwas ſtarken Genialität geſchrieben, und iſt derſelbe wohl nicht ſo ganz wörtlich zu nehmen.

Ein anderes ſehr bedeutendes Erzeugniß der Humboldtſchen Muſe in Rom war die Elegie „Rom", an Frau von Wolzogen gerichtet und zuerſt im Jahre 1806 gedruckt erſchienen. Wir können nicht ſpeciell auf dieſes wunderbar ſchöne Gedicht eingehen, denn wir würden Bogen voll darüber zu ſchreiben haben — wir verweiſen auf die Lectüre dieſer Elegie ſelbſt, und wollen nur ein Paar Zeilen anführen, welche ihren großartigen Inhalt, die erhabene Anſchauung, welche in ihr ruht, genug nachweiſen. Der Dichter empfindet die Größe Roms ſo ſehr, daß er nur die ganze Welt den Eigenthümer der ewigen Stadt nennen kann:

„Stadt der Trümmer! Zufluchtsort der Frommen!
Bild nur ſcheinſt du der Vergangenheit;
Pilger deine Bürger nur gekommen,
Anzuſtaunen deine Herrlichkeit."

— — — — —

Nicht lange wohnte die Familie Humboldt in der von uns oben erwähnten Wohnung, ſie bezog eine andere in der Strada Gregoriana, welche geräumiger als die frühere war und es Humboldt geſtattete, eine großartige wie liebenswürdige Gaſtfreundſchaft auszuüben, welche wir in manchen um jene Zeit niedergeſchriebenen Brief- und Buchſtellen von bedeutenden Männern gerühmt finden.

Neben der Wohnung in der Stadt hatte Humboldt noch eine Sommerwohnung in Ariccia gemiethet, auch in Albano und in Marino verweilte er öfter und längere Zeit. In Ariccia ſollte

die Familie Humboldt von einem sehr schmerzlichen Unglück betroffen werden — der älteste Knabe, Wilhelm, starb hier im August 1803.

Der Vater insbesondere war auf das Tiefste von diesem Todesfall ergriffen, und finden wir in seinen Briefen aus jener Zeit vielfache Zeichen seines Schmerzes. So schrieb er am 27. August an Schiller: „Ich schreibe Ihnen, lieber Freund, mit wehmüthigem Herzen. Ich kann sagen, daß mich, seit ich lebe, jetzt das erste Unglück betroffen hat. Aber der erste Schlag ist auch fast der härteste, der mich je hätte treffen können ..... Sein Tod war sanft, sehr sanft, er hatte fröhliche Phantasien, litt nichts und ahnte nichts. Er liegt jetzt bei der Pyramide des Cajus Cestius, von der Ihnen Göthe erzählen kann. Ich habe mit diesem Kinde unendlich viel verloren. Unter allen, die ich habe, war er am liebsten um mich, er verließ mich fast nie, vorzüglich in den letzten Monaten beschäftigte ich mich regelmäßig mit ihm, er ging immer mit mir spazieren, er fragte nach Allem, er kannte die meisten Orte, die meisten Ruinen, er war bei Jedermann beliebt, weil er mit Jedem, und jetzt schon recht gut, italienisch sprach. Das ist nun Alles dahin und dahin gegangen. Dieser Tod hat mir auf der einen Seite alle Sicherheit des Lebens genommen. Ich vertraue nicht meinem Glücke, nicht dem Schicksal, nicht der Kraft der Dinge mehr. Wenn dies rasche, blühende, kraftvolle Leben so auf einmal untergehen konnte, was ist denn da noch gewiß? Und auf der andern Seite habe ich wieder auf einmal so eine unendliche Sicherheit mehr gewonnen. Ich habe den Tod nie gefürchtet und nie kindisch am Leben gehangen; aber wenn man ein Wesen todt hat, das man liebte, so ist die Empfindung doch durchaus verschieden. Man glaubt sich einheimisch in zwei Welten."

Schiller antwortet dem trauernden Freunde unterm 12. September: „Sie waren berechtigt zu den schönsten Hoffnungen; wirk-

lich vereinigte sich Alles, diesem Kinde ein glückliches Loos zu versprechen, und nun muß jede Hoffnung so gewaltsam zerstört werden. Auch mich hat, so wie Sie, bis jetzt kein harter Schlag betroffen, und ich kann mich nicht erwehren, bei dieser Gelegenheit auch in meinen eigenen Busen zu greifen, und mir den möglichen Verlust dessen, was mir theuer ist, zu denken. Bei meiner schwachen Gesundheit hatte sich die feste Ueberzeugung in mir gebildet, daß ich nicht in diesen Fall kommen würde, aber dieser Verlust, mein theurer Freund, überführt mich, daß alle Rechnungen trügen."

Dem Tode des ältesten Knaben folgte bald ein neuer Unglücksfall. Frau v. Humboldt gab im Beginn des folgenden Jahres einem Mädchen das Leben, welches in der Taufe den Namen Louise erhielt, aber kurz nach der Geburt wieder starb. Frau von Humboldt war in Folge dieser Niederkunft so leidend, daß sie zur Herstellung ihrer Gesundheit eine Reise nach Deutschland unternahm, welche sie sodann nach Paris fortsetzte, in der Hoffnung, ihren Schwager, Alexander von Humboldt, von seiner großen amerikanischen Reise in Frankreich ankommen zu sehen. Alexander v. Humboldt hatte seine bevorstehende Rückkehr dem Bruder nach Rom mitgetheilt, kurz nachher hatte sich indeß das Gerücht verbreitet, er sei vor seiner Einschiffung am gelben Fieber gestorben. Frau von Humboldt ließ sich indeß dadurch nicht abschrecken, reiste nach Paris, und hatte das Glück, den so hoch verehrten Schwager im August dieses Jahres — 1804 — in Paris willkommen heißen zu können. Sie blieb bis zu Beginn des nächsten Jahres in Paris, wo sie noch einem Knaben das Leben gab, welcher Gustav genannt wurde, aber gleichfalls bereits im Jahre 1807 in Rom starb; dann kehrte sie zu ihrem Gatten zurück, und kurze Zeit nachher folgte ihr Alexander von Humboldt — die beiden Brüder feierten das beglückendste Wiedersehen. —

Wir wollen hier einige von den Männern von Bedeutung erwähnen, welche während Humboldts Aufenthalt in Röm mit ihm beſonders verkehrten. Wir nennen da zuerſt Thorwaldſen, Rauch und Schick aus der Zahl der Künſtler; ferner Bonſtetten, Fernow, Zoëga, Lucian Bonaparte und Andere mehr. Von bedeutenden Frauen, welche das Humboldtſche Haus fleißig beſuchten, erwähnen wir Frau von Staël und Friederike Brun.

Aber der weite Kreis neuer Freundſchaft, welcher Humboldt umgab, ließ die Erinnerung an die alten, im Vaterlande zurückgebliebenen Freunde nicht ſchwächer werden, und minderte die ſpeciellſte Verbindung mit ihnen nicht. Beſonders mit Göthe und Schiller wurde der lebendigſte Briefwechſel geführt — leider griff nur zu bald die rauhe Hand des Todes in dieſes Verhältniß: Schiller ſollte von dem ſpäter aus Italien zurückkehrenden Freunde nicht mehr unter den Lebenden gefunden werden.

Wie innig das Verhältniß dieſer beiden Männer bis zum Tode des Einen geweſen iſt, mögen einige Briefſtellen, welche wir hier anführen wollen, darthun.

Schiller ſchrieb noch ganz kurze Zeit vor ſeinem Tode, am 2. April 1805, an Humboldt: „Iſt es gleich eine unendlich lange Zeit, daß ich Ihnen nicht eine Zeile geſagt, ſo kommt es mir doch vor, als ob unſere Geiſter immer zuſammenhingen, und es macht mir Freude, zu denken, daß ich mich auch nach dem längſten Stillſchweigen mit gleichem Vertrauen, wie da, wie wir noch zuſammenlebten, an Ihr Herz legen kann. Für unſer Einverſtändniß ſind keine Jahre und keine Räume; Ihr Wirkungskreis kann Sie nicht ſo ſehr zerſtreuen, und der meinige mich nicht ſo ſehr vereinſeitigen und beſchränken, daß wir einander nicht immer in dem Würdigen und Rechten begegnen ſollten. Und am Ende ſind wir ja beide Idealiſten, und würden uns ſchämen, uns nachſagen zu

laſſen, daß die Dinge uns formten, und nicht wir die Dinge ..... Bei Allem, was ich mache, denke ich, wie es Ihnen gefallen könnte. Der Rathgeber und Richter, der Sie mir ſo oft in der Wirklichkeit waren, ſind Sie mir in Gedanken auch noch jetzt, und wenn ich mich, um aus meinem Subjekt herauszukommen, mir ſelbſt gegenüber zu ſtellen verſuche, ſo geſchieht es gerne in Ihrer Perſon und aus Ihrer Seele."

Und auf die Nachricht von dem Tode ſeines großen Freundes ſchrieb Wilhelm v. Humboldt u. A. an Wolf: „Mich hat Schillers Tod unendlich niedergeſchlagen. Ich kann wohl behaupten, daß ich meine ideenreichſten Tage mit ihm zugebracht habe. Ein ſo rein intellektuelles Genie, ſo zu allem Höchſten in Dichtkunſt und Philoſophie ewig aufgelegt, von ſo ununterbrochenem edlem und ſanftem Ernſt, von ſo parteilos gerechter Beurtheilung, wird eben ſo wenig in langer Zeit wieder aufſtehn, als eine ſolche Kunſt im Schreiben und Reden. Sie, der Sie ihn oft und gern ſahen, theurer Freund, fühlen das gewiß gleich ſtark mit mir." — Und an Göthe ſchrieb er: „Ich freute mich kaum Ihres Briefes, mein innig geliebter Freund, als ich durch Fernow die ſchreckliche Nachricht von Schillers Tode empfing. Nichts hat mich je gleich ſtark erſchüttert. Es iſt das erſte Mal, daß ich einen erprüften Freund, mit dem ſich durch Jahre des Zuſammenſeins Gedanken und Empfindung innig vermiſcht hatten, verliere, und ich fühle jetzt die Trennung, die Entfernung, in der wir in den letzten Jahren lebten, noch ſchrecklicher ..... Wie einſam Sie ſich fühlen müſſen, kann ich mir denken, und dennoch beneide ich Sie unendlich. Sie können doch ſich noch die Worte ſeiner letzten Tage zurückrufen; mir iſt er wie ein Schatten entflohen, und ich muß Alles, was ihn mir lebhaft zurückruft, aus einer dunkeln Ferne mühſam herbeiholen. Wie oft iſt es mir eingefallen, daß der Menſch ſich leichtſinnig

trennt, zerreißt, was ihn beglückt, und muthwillig nach dem Neuen haſcht. Wenn die wahre Ungewißheit des menſchlichen Schickſals dem Menſchen ſo lebendig vor Augen ſtände, als ſie es ſollte, würde kein Menſch von Gefühl je ſich entſchließen, die Spanne Landes zu verlaſſen, auf der er zuerſt Freunde umarmte."

Wir wollen endlich noch als hier zu erwähnen an die einleitenden Worte erinnern, welche W. von Humboldt in ſpätern Jahren, als er ſeinen Briefwechſel mit Schiller in Druck gab, demſelben vorausgehen ließ. — —

Ehe wir erzählen, wann und in welcher Weiſe Wilhelm von Humboldt Rom verließ, berichten wir noch einige Worte über ſeine wiſſenſchaftliche Thätigkeit, ſoweit ſie einen poſitiven Ausdruck fand, und zwar mit den Worten eines Zeitgenoſſen, A. W. Schlegels. In deſſen in der Jenaer Literaturzeitung unter dem Titel „Artiſtiſche und literariſche Nachrichten aus Rom" abgedrucktem Schreiben an Göthe heißt es u. A.: „Herr von Humboldt, der preußiſche Miniſter am päbſtlichen Hofe, hat eine Ueberſetzung des Agamemnon des Aeſchylus in Verſen vollendet, und zwar, was nicht lyriſch iſt, die Trimeter, Anapäſte und trochäiſchen Tetrameter, genau im Sylbenmaße des Originals, alles mit großer Treue und in einer dem Kothurn des alten Tragikers gewachſenen Sprache. Die Mittheilung dieſer Ueberſetzung im Druck würde um ſo willkommener ſein, da wir bis jetzt nur die Stolberg'ſche haben, die weder in den Formen noch dem Geiſte nach ſtreng zu nennen iſt. Herr von Humboldt fährt außerdem fort, ſich mit Sprachunterſuchungen über das Biscayiſche und den Urſprung und die Verwandtſchaft der europäiſchen Sprachen überhaupt zu beſchäftigen. Möchte er ſich entſchließen, etwas über das alte Rom zu geben, von deſſen Ueberreſten er in den wenigen Jahren ſeines Aufenthalts ein genauer Kenner geworden iſt: eine ſolche Schrift,

nicht ſowohl vom antiquariſchen, als weltgeſchichtlichen und philoſophiſchen Standpunkte abgefaßt, müßte ſehr intereſſant werden.“

Dieſe Ueberſetzung des Agamemnon wurde übrigens erſt zehn Jahre ſpäter gedruckt, und ein größeres Gedicht, eine Begrüßung des glücklich zurückgekehrten Bruders, welches in Albano gedichtet wurde, iſt ſogar erſt nach Wilhelm von Humboldts Tode bekannt geworden. Alexander hatte ihm ſeine berühmten „Anſichten der Natur“ zugeeignet, Wilhelm dankte ihm mit dieſem Gedicht, aus dem wir nur wenige Zeilen hier anführen wollen, damit man ſehen möge, wie dieſe beiden großen Brüder ſich liebten und ſchätzten. Es ſind die folgenden:

„„Ach! Alle, die Dich liebend hier empfingen,
Vertrauten ungern Dich des Meeres Pfaden,
Als ab Du ſtießeſt von Iberiens Strand.
— „O Wind!“ — ſo flehten ſie — „mit leiſen Schwingen
Geleite den, den ferne Küſten laden,
Die Welt der Welt tiefſpähend abzuringen!
O Meer, laß ſich in ſtillen Fluthen baden
Sein Schiff — und du empfang' ihn mild, o Land!
Das ihn, wenn er von Fluth und Sturm befreiet,
Mehr noch, als Sturm und Fluth, mit Tod bedräuet!“ —

. . . . . .

Glücklich biſt Du gekehrt zur Heimatherde,
Vom fernen Land und Orinoco's Wogen. —
O wenn — die Liebe ſpricht es zitternd aus —
Dich andern Welttheil's Küſte reizt, ſo werde
Dir gleiche Huld gewährt — und gleich gewogen
Führe das Schickſal Dich zum Vaterherde,
Die Stirn von neu errung'nem Kranz umzogen.
Mir g'nügt, im Kreis der Lieb', ein ſtilles Haus,
Daß mir den Sohn zum Ruhm Dein Name wecke,
Mich einſt Ein Grab mit ſeinen Brüdern decke.

Geh' jetzt, o Lied! — dem Theuren anzuſagen,
Daß von Albano's Hügeln
Schüchtern zu ihm ſich dieſe Töne wagen.
Empor ihn werden feiernd And're tragen
Auf höh'rer Dichtkunſt Flügeln. — “ “

— — — — —

Im Verlauf unſerer bisherigen Darſtellung haben wir es unterlaſſen, der politiſchen Ereigniſſe jener Zeit zu gedenken. Beſonders für Humboldts Vaterland Preußen hatten ſie ſich trübe genug geſtaltet, und wir mögen wohl mit Recht annehmen, daß die Kunde von all dieſem politiſchen Unglück oft genug trübe Schlaglichter in Humboldts römiſches Leben geworfen hat. In dieſen politiſchen Verhältniſſen lag denn auch für Humboldt die nächſte Veranlaſſung, im October des Jahres 1808 eine Reiſe nach Deutſchland zu machen — er ahnte nicht, daß er nicht zurückkehren ſollte. Nur in Begleitung ſeines nun älteſten Sohnes Theodor verließ er Rom. Er beſuchte Göthe in Weimar, und eilte dann nach Erfurt, wo ſein Schwiegervater noch lebte; hier erhielt er eine Berufung ſeines Königs zu einem höheren Amte, wovon wir im nächſten Abſchnitt weiter ſprechen werden.

## Siebenter Abſchnitt.

W. v. Humboldt als Direktor der Abtheilung für den Kultus und öffentlichen Unterricht im Miniſterium des Innern.

---

Die preußiſche Regierung hatte ihren Sitz um jene Zeit nicht in Berlin, ſondern in Königsberg. Eine zu ehrliche, zu friedliche Politik einem übermüthigen ſogenannten Freunde gegenüber, das auf die Spitze getriebene Verlangen, jeden Zuſammenſtoß mit ihm zu vermeiden, den Frieden um jeden Preis zu bewahren — hatten Preußen ſeine Armee und den Ruf ihrer Tapferkeit, wie nicht minder die Hälfte des ganzen Landes verlieren laſſen. Der übermüthige Eroberer trat den heiligſten Intereſſen der europäiſchen Völker zu nahe, als daß nicht damals ſchon die Organiſation des Widerſtandes hätte beginnen ſollen, der nachher zum vernichtenden Angriff werden ſollte. Der König von Preußen hatte ſich mit den Trümmern der Armee und der Verwaltung nach dem öſtlichen Theile des ihm gebliebenen Landes zurückgezogen, um hier, unterſtützt nicht minder von den Tugenden und der Hochherzigkeit einer ſo ſeltenen Königin, wie von den Talenten und Kenntniſſen ausgezeichneter Männer, den Grund zu einem neuen Preußen zu legen, wie wir es wenige Jahre nachher, ein Phönix aus der

Asche entstehen, wie wir es bis auf den heutigen Tag nach innen wie außen kräftig wachsen und gedeihen sehen.

Im Unglück zeigt sich erst die wahre Größe — dies gilt insbesondere von dieser Epoche der preußischen Geschichte. Der König hatte eine Zahl ausgezeichneter Männer um sich versammelt, welche bestimmt waren, an der Reorganisation des geliebten Vaterlandes mehr oder minder umfangreichen Antheil zu nehmen. Wir nennen von ihnen die Namen Stein, Schön, Niebuhr, Stägemann, Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann — wer sollte diese Männer und ihre Verdienste um das Vaterland nicht kennen? Zu ihnen nun gesellte sich Wilhelm von Humboldt: Unterm 15. December 1808 wurde die Aufforderung an ihn erlassen, die Stelle eines Direktors der Abtheilung für den Kultus und öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern zu übernehmen. Humboldt acceptirte, wurde zum geheimen Staatsrath und unterm 20. Februar 1809 definitiv zu obiger hohen Stelle ernannt; er kam am 12. Januar in Berlin an, verweilte daselbst einige Zeit in Anordnungen bezugs seines neuen Amtes, und reiste im April nach Königsberg ab.

Hier fand er in seinem nächsten Vorgesetzten, dem Minister des Innern, einen Jugendfreund wieder, den Grafen Alexander zu Dohna. Von andern Männern von Bedeutung, mit denen Humboldt in ein specielleres Verhältniß trat, nennen wir Stägemann, Nicolovius und Andere; auch mit Niebuhr wurde er hier bekannt. Humboldts außerordentlich frischer Geist, großgezogen von der edelsten Nahrung des klassischen Alterthums, hatte während seines Aufenthalts in Königsberg viel Gelegenheit, die allgemeine Niedergeschlagenheit seiner ganzen Umgebung aufzurichten, neues Leben in die erstarrte preußische Welt zu bringen. Humboldt that redlich, was er konnte — als Beamter wie als Mensch belebte er nach

allen Richtungen hin, und sein freier und frischer, wir möchten auch sagen, fröhlicher Geist war hier sehr am Platze. So sagte er einmal einem fast verzagenden Freunde: „Die Gegenwart ist eine große Göttin und selten schnöde gegen den, der sie mit einem gewissen harten Muthe behandelt" — ein Ausspruch voll entschiedener Wahrheit. —

Aus Humboldts Thätigkeit in der neuen so wichtigen Situation haben wir zwei Punkte besonders herauszuheben. Der eine derselben war die Reform des Volksunterrichts. Die staatlichen Verhältnisse jener Zeit in Preußen nicht allein, sondern auch im ganzen übrigen Deutschland waren so versumpft und verfault, daß es fast einer ganz neuen Generation bedurfte, um bessere Zustände herbeizuführen. Obschon nun die beflügelte Zeit mit ihren gewaltigen, alle Berechnungen überraschenden und übereilenden Ereignissen die beste Lehrmeisterin war, diese Generation schneller reifen zu lassen, als dies der jüngsten Vergangenheit zufolge zu erwarten war, so ist darum doch das Verdienst der Männer durchaus nicht geringer zu veranschlagen, welche nach allen Kräften die kommenden Ereignisse mit begründen und vorbereiten halfen. Humboldt hatte scharfsichtig genug die Nothwendigkeit erkannt, die bisherige Erziehungsweise zu erneuern, den Volksunterricht zu heben, der bisher so sehr vernachlässigt worden war. Um jene Zeit hatte der Schweizer Pestalozzi mit seiner neuen Erziehungsmethode bereits allgemeinere Aufmerksamkeit erweckt; Nicolovius hatte speciell für Preußen Versuche mit dieser neuen Methode angestellt, und Humbold endlich entschied bei Uebernahme seines Amtes sich ganz für dieselbe. Man berief einen Schüler Pestalozzi's, C. A. Zeller, nach Königsberg, um daselbst das Waisenhaus als Musteranstalt einzurichten. Wie alles Gute, wie alles Neue von Bedeutung, fand auch Zeller mit seiner Pestalozzi-Methode Hindernisse aller Art –

und da war es Humboldt, welcher an höchster Stelle sich bestimmt für dieselbe aussprach. Der König besuchte die neue Anstalt selbst, verweilte mit großer Befriedigung mehrere Stunden, und am Abend desselben Tages war die Durchführung der neuen Methode bestimmt. Mit dem Bestreben Humboldts nach dieser Richtung hin war zugleich das Bemühen verbunden, durch Erhöhung der Ansprüche, welche an den Lehrerstand im Allgemeinen gemacht wurden, den Unterricht selbst zu heben — im Juli 1810 erschien z. B. eine Verfügung, welche die Prüfung der Lehrer wesentlich verschärfte.

Wir kommen auf einen zweiten Hauptpunkt von Humboldts Wirksamkeit in seinem Amte, auf die Gründung der Berliner Universität.

Der Verlust der Universität Halle wurde tief empfunden und bedeutende Männer hatten schon längst mit dem Gedanken sich beschäftigt, eine Universität in Berlin zu gründen. Der König hatte unterm 4. September 1807 den Vorschlag genehmigt, indeß hatten sich Hindernisse der verschiedensten Art der Ausführung in den Weg gestellt, selbst der Minister Stein war dagegen, und wie man im Allgemeinen über das Projekt dachte, können wir am Besten aus einem Briefe Alexanders von Humboldt an Professor Schütz vom 19. October 1807 ersehen, da heißt es: „Ich zweifle nicht, daß die neue Universität aufblühen werde, ob es gleich zu bedauern ist, eine kräftige Jugend, der unser Vaterland mehr als je bedarf, den Elendigkeiten des bürgerlichen Lebens so nahe aufwachsen zu sehen. Es wird das wichtige Problem gelöst werden, ob der Ort der Universität Seichtigkeit, oder die Universität dem Orte Fülle und Stärke geben werde."

Wilhelm von Humboldt fand also bei Uebernahme seines Amtes die Sache noch nicht eben weit gediehen, und ergriff sie sogleich

mit aller Energie. Aus einem Briefe vom 25. März 1809 ersehen wir bereits, wie ernst es ihm mit der Gründung einer Universität zu Berlin war — es heißt da unter Anderm: „Mit den Plänen zu der in Berlin intendirten Universität ist Herr v. Humboldt sehr beschäftigt, das ist jetzt seine Lieblingssache, und obwohl noch nichts definitiv darüber entschieden ist, so ist doch die größere Wahrscheinlichkeit, daß — wenn der Staat nur von außen Ruhe behält — die neue Anlage zu Stande kommen wird."

Unterm 12. Mai überreichte Humboldt dem König bereits seinen eigenhändigen Bericht, unterm 16. August 1809 gab der Monarch die definitive Genehmigung mit der Weisung, die Universität wenn möglich im Herbst des folgenden Jahres zu eröffnen.

Ehe wir Humboldts Bemühungen und Verdienste in dieser hochwichtigen Angelegenheit weiter darstellen, haben wir anzuführen, daß im Lauf des Jahres 1809 sein Schwiegervater gestorben war und der Frau von Humboldt als einzigen Erbin ein sehr bedeutendes Vermögen hinterlassen hatte. Dasselbe bestand insbesondere aus zwei Gütern, Burgörner und Auleben, und W. von Humboldt sah sich in dieser Angelegenheit genöthigt, gegen Ende des Jahres eine Reise nach Thüringen zu machen, von welcher er am 26. Januar des folgenden Jahres — 1810 in Berlin eintraf, wohin sich mittlerweile auch der Hof und die Regierung zurückbegeben hatte. — Zu erwähnen haben wir noch, daß ihm von seiner noch immer in Italien lebenden Gattin schon am 23. April 1809 noch ein Sohn geboren wurde, der den Namen Hermann erhielt, das jüngste seiner Kinder. —

Humboldt ging nach seiner Ankunft in Berlin mit größtem Eifer an die Einrichtung der Universität. Bereits unterm 29. April schrieb er in einem Briefe an Motherby nach Königsberg ausführlich, was er bereits nach allen Seiten dafür gethan, es

heißt da unter Anderm: „Ich bin jetzt beschäftigt, Ihnen einen guten Chirurgen und Operateur nach Königsberg zu schaffen. Gräfe aus Ballenstädt, den Sie vielleicht dem Rufe nach kennen, ist dazu bestimmt. Er hat zwar noch nicht vollkommen angenommen, allein ich denke, daß es sich noch so fügen soll, daß er sich hinzugehen entschließt. Ich dächte, er müßte sich auf eine einträgliche chirurgische Praxis Rechnung machen können. Ich habe ihn bei meiner neulichen Durchreise durch Halle, wo er gerade war, bei Reil, und in ihm einen noch jungen und sehr liebenswürdigen Mann gefunden. Hier vermehrt sich das Personal für die Universität auch nach und nach. Reil hat nun seine völlige Entlassung, tritt aber sein Amt erst im Herbst an. Allein er will vorher auf einige Wochen herkommen, und ich erwarte ihn in einigen Tagen. Rudolphi, aus Greifswalde, der vergleichende Anatomie lesen soll, hat bereits angenommen. Illiger, ein sehr guter Entomologe, kommt aus Braunschweig. Ein Astronom, Oltmanns, der die astronomisch-geographischen Beobachtungen meines Bruders herausgegeben, wird aus Paris, und Gauß, wohl jetzt der erste Mathematiker Deutschlands, aus Göttingen berufen. Savigny, ein trefflicher Jurist, kommt aus Landshut. So rücken wir freilich nach und nach vorwärts. Allein zum wirklichen Werden der Universität fehlt allerdings noch viel, und diese neue Gründung wird mir noch viel Sorge und Mühe, indeß auch, da sie wirklich nur durch mich allein betrieben worden ist, viel Freude machen. Auch Sie erhalten nach Königsberg einen neuen Astronomen, Bessel, aus Lilienthal, und einen brauchbaren Theologen und, wie man uns versichert, guten Kanzelredner, Krause aus Naumburg."

Es ist leicht begreiflich, daß die Gründung der neuen Universität gerade zu jener Zeit, bei jenen innern wie äußern Verhältnissen des preußischen Staats, doppelt schwierig sein mußte. Die

materiellen Mittel, welche zur Disposition standen, waren bei der schlechten Finanzlage nur sehr beschränkte, und es ist gewiß eins der Hauptverdienste Humboldts, daß trotz solcher Hindernisse die Universität bereits bei ihrer Eröffnung mit allem Glanz der Wissenschaft, mit den berühmtesten Namen unter ihren Lehrern geschmückt war. Unter diesen Lehrern befanden sich unter Andern Fichte, Wolf, Schleiermacher, Reil, Niebuhr, Savigny, Böckh, de Wette, Marheinecke, Männer, deren Ruhm und Ruf zum Theil noch unsere Gegenwart erfüllt.

Humboldt sollte die Eröffnung der Universität — die Vorlesungen begannen den 15. October — weder in seiner bisherigen Stellung noch überhaupt in Berlin selbst erleben. Differenzen im Innern des Ministeriums, welches im Sommer 1810 sich wesentlich änderte und ergänzte, haben vielleicht in Humboldt den Wunsch rege gemacht, die bisher inne gehabte hohe Stellung aufzugeben, schon unterm 29. April — 1810 — hatte er um seine Entlassung gebeten. Wir finden über das eigentliche Wesen dieser Differenzen wenig verzeichnet — ein bekannter Historiker kommt der Sache vielleicht am nächsten, wenn er, von Humboldt und seiner bisherigen Stellung redend, unter Anderm sagt: „So reiche Mittel selbst der erschöpfte niedergebeugte preußische Staat für die geheiligten Zwecke und Geschäfte dieser Sektion aufgebracht hatte, fühlte sich das Haupt derselben doch dadurch gehemmt, daß es vom Minister des Innern abhing, und nicht wußte, viel weniger bestimmen durfte, mit welcher Summe es für seine Ansichten und Ideen schalten durfte. Dies fiel um so lästiger, da es sonst wegen des freien Geistes im Preußischen sich in keiner Absicht und Ausführung beschränkt sah. Einzig aus diesem Grunde scheint Humboldt den ihm sonst so werthen und interessanten Posten wieder aufgegeben und seine diplomatische Laufbahn fortgesetzt zu haben."

Mag dem nun ſein, wie es wolle, die bisherigen Miniſter zogen ſich zum größten Theil von den Geſchäften zurück, Hardenberg war ſeit 6. Juni Premier-Miniſter, und W. von Humboldt wurde am 14. Juni zum außerordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſter am öſterreichiſchen Hofe ernannt, wobei ihm noch der Charakter eines geheimen Staatsminiſters beigelegt wurde. Die preußiſche Regierung bot Alexander von Humboldt die bisher von ſeinem ältern Bruder inne gehabte Stellung an, doch ſchlug dieſer ſie aus, und erſt im November wurde ſie durch die Perſon des Staatsraths von Schuckmann wieder beſetzt. Humboldt kam Mitte October in Wien an.

## Achter Abschnitt.

W. v. Humboldt als außerordentlicher Gesandter in Wien, Bevollmächtigter zu Prag und Chatillon, bei dem ersten und zweiten Pariser Frieden, bei dem Congreß zu Wien.

---

Mit dieser Sendung nach Wien beginnt Humboldts Eintritt in die höheren und höchsten Staatsgeschäfte, und werden wir im nächsten Verlauf unseres Buches des weiteren davon berichten.

Die neue Stellung am Wiener Hofe war durch viele Umstände eine sehr bedeutende. Mehr als die Hälfte von ganz Europa lag gebannt unter der mächtigen Hand Napoleons, nur ganz im Geheimen konnte das Verlangen, sich von dieser drückenden Gewalt befreit zu sehen, die Völker wie die Regierungen durchzucken. In Preußen war man nach dieser Richtung hin am thätigsten, das ganze Land war eigentlich von einer Art Verschwörung angefüllt, deren nächstes Ziel die Reorganisation des Landes sein, deren entfernteres aber, wie uns die Geschichte zeigt, der Sturz Napoleons werden sollte. Es lag zunächst in Preußens Interesse, sich so weit als möglich Oesterreich zu nähern, welches nach langen Kämpfen und zahllosen Verlusten kaum durch die Verheirathung einer Erzherzogin mit Napoleon etwas Ruhe gewonnen hatte. Die Beziehungen zwischen den beiden deutschen Staaten waren keine sehr

freundlichen, Oesterreich hatte damals eben so wenig wie jetzt den siebenjährigen Krieg vergessen, und Schlesien war eine zu schöne Provinz, als daß man nicht noch hinreichend um diesen Verlust trauern sollte. Preußen mußte sich also Oesterreich zuvor förmlich versöhnen, ehe es sich mit ihm verbinden konnte. Und zu diesem schwierigen Geschäft hatte man Wilhelm von Humboldt ausersehen.

Am 3. November überreichte er dem Kaiser sein Beglaubigungsschreiben. — —

Hier in Wien sollte Humboldt auch endlich mit seiner Gattin und seinen Kindern wieder zusammentreffen, die noch immer in Italien weilten, und im Herbst 1810 von dort nach Wien aufbrachen. Nach ihrer Ankunft wurde das Humboldt'sche Haus mit der alten schon in Paris und Rom und an anderen Orten bewiesenen Gastfreundschaft eröffnet, und erfreute sich bald des lebendigsten Besuches bedeutender Gäste. Auch für wissenschaftliche Arbeiten, denen sich Humboldt in den letzten Jahren wenig hatte hingeben können, fand er jetzt einige Musestunden, in denen er sein Lieblingsstudium, das der Sprachwissenschaften, von Neuem cultivirte.

Die politischen Ereignisse, welche durch die Niederlage Napoleons in Rußland schneller eintraten, als man vermuthet hatte, störten natürlich diese Studien — Humboldt hatte seine ganze Thätigkeit der Politik zuzuwenden; seine Situation in Wien, zu einer Zeit, wo es galt, Oesterreich von dem Bündniß mit Frankreich abzuziehen und zum Gegner des bisherigen Verbündeten zu machen, war natürlich eine außerordentlich schwierige. Wie gut er seine Aufgabe zu lösen verstanden, mag unter Anderm der Umstand beweisen, daß die preußische Regierung ihn zum Bevollmächtigten bei dem in Prag abzuhaltenden Friedenscongreß ernannte.

Wir wissen aus der Geschichte, daß es Napoleon mit diesen Friedensunterhandlungen nicht sonderlich Ernst war; die Schlacht

bei Leipzig und anderes mehr war dringend nöthig, ihm etwas mehr Luſt zum Unterhandeln zu machen. Die Verhandlungen zu Prag wurden abgebrochen, gleich nachher Napoleon der Krieg von Oeſterreich erklärt. Unterm 23. Auguſt ſchreibt Stein an den Grafen Münſter: „Unterdeſſen hat ſich die große Angelegenheit des Beitritts Oeſterreichs entwickelt. — Wir verdanken ihn, nächſt Gott, dem klugen Benehmen Humboldts und Anſtetts, der Tollheit Napoleons, den edlen Geſinnungen des Kaiſers Alexander, der Beharrlichkeit des Königs und Staatskanzlers — nicht der weichlichen, egoiſtiſchen, mit einem elenden Flickwerk ſich begnügenden Politik u. ſ. w.“

Humboldt war von nun an zumeiſt im Hauptquartier der Verbündeten, um an den folgenden Unterhandlungen Theil zu nehmen. Frau von Humboldt blieb in Wien zurück, ihr älteſter Sohn, Theodor, welcher bereits in Heidelberg ſtudirte, trat als Freiwilliger in die preußiſche Armee und machte den ganzen Feldzug bis Paris mit.

Humboldt war insbeſondere beauftragt, mit den kleineren deutſchen Staaten Verträge abzuſchließen, welche nach und nach von Napoleons Gewalt abfielen und ſich den Alliirten anſchloſſen. So verhandelte er unter Anderm den Beitritt Badens mit dem Baron Reitzenſtein am 30. November, den Beitritt Kurheſſens mit Müller und Lepel am 2. December. Als der Friedenscongreß von Chatillon verſucht wurde, ernannte die preußiſche Regierung Humboldt als ihren Vertreter bei demſelben. Dieſer Congreß wurde am 3. Februar 1814 eröffnet, hatte zwar keine Reſultate, die Waffen der Alliirten errangen indeß dieſelben ſchnell genug — die Verbündeten zogen am 31. März in der Hauptſtadt Frankreichs ein.

Für Humboldt lag in dieſem glücklichen Ereigniſſe außer der Freude, welche er als Patriot empfand, noch manche andere privater Natur. Nicht allein fand er ſeinen geliebten Bruder Ale-

rander in Paris wieder, sondern er sah hier auch manche seiner alten Freunde, von denen mehrere ihm bereits aus seinem früheren Aufenthalt in Paris speciell befreundet waren. Da fand er den Grafen Schlabrendorf, Oelsner, Benjamin Constant und Andere, der Umgang mit ihnen brachte ihm Erholung von den Anstrengungen der jüngstvergangenen Zeit.

Bei den Unterhandlungen des ersten Pariser Friedens wurde Preußen außer von Hardenberg auch von Humboldt vertreten. Bei der darauf folgenden Reise des Königs von Preußen und des Kaisers von Rußland begleitete Humboldt ebenfalls seinen Monarchen, wie gleich nachher auf der Reise nach der Schweiz. Hier fand er auch seine Gattin wieder, welche kurz darauf nach Berlin reiste, während Humboldt selbst nach Wien ging, um dem dort zu versammelnden Congreß beizuwohnen.

Wie bei dem Pariser Frieden wurde Preußen auch bei diesem Congreß von Hardenberg und Humboldt vertreten. Ueber das gegenseitige Verhältniß dieser beiden Männer theilt Varnhagen in seinen Denkwürdigkeiten viel Interessantes mit, es heißt da u. A.:

„Zwischen Humboldt und dem Staatskanzler bestand während der ganzen Dauer des Congresses das vertrauteste, ungetrübteste Einverständniß, und beide Männer ergänzten einander im besten Sinn. Dem Staatskanzler als solchen ohne Frage untergeordnet, als diplomatischer Bevollmächtigter doch wieder ihm fast gleichgestellt, an Geist und Geisteskräften aber ihn überragend, erfüllte Humboldt willig und vortrefflich die in solcher Mischung von Verhältnissen ihm gewordene Rolle, die bei jedem Andern, und gerade durch das Bestreben, sie zur ersten zu machen, eine zweite geblieben wäre, durch seine eigene Verleugnung und innere Selbstständigkeit aber recht eigentlich eine der ersten gleich wurde. Es war dies nicht das Verhältniß Blüchers und Gneisenau's, welches eben

so einzig und ersprießlich während des Krieges sich gebildet und erhalten hatte; für ihre Aufgaben und ihr eigentliches Geschäft standen die beiden Diplomaten einander näher, konnten leichter ihre Leistungen vertauschen und darin wetteifern, als jene beiden Kriegshelden. Aber die Oberleitung Hardenbergs war schon in dessen Haupte von Humboldts Beistand durchdrungen, so wie des Letztern Ausführungsthätigkeit den Impuls des Erstern immerfort als erwünschte Förderung in sich trug."

Die Mittheilungen, welche wir über Humboldts Thätigkeit bei dem Congresse sowohl von Zeitgenossen als von Nachlebenden haben, kommen dahin überein, diese Thätigkeit für eine höchst bedeutende zu erklären.

Ein anderer Biograph Humboldts, Schlesier, faßt den Inhalt dieser Mittheilungen vortrefflich zusammen; wir wollen eine kurze Episode aus Schlesiers Werke unsern Lesern nicht vorenthalten. „So war es denn Humboldt vergönnt", heißt es da, „an allen großen Verhandlungen der europäischen Mächte, ihres engeren sowohl als weiteren Rathes, der vier, fünf und acht Mächte, endlich der deutschen Staaten Theil zu haben. Er entledigte sich dieser Aufgabe in glänzender Weise, und ließ in gleichem Maße den Umfang seines Wissens, als seinen Verstand und sein Geschick bewundern. Von allen Seiten ward dies anerkannt; alle Dokumente, die uns vorliegen, geben Zeugniß davon, alle Berichte, die wir empfingen, stimmen darin überein. Er war einer der Hauptkämpfer in den verschiedensten Conferenzen, und vorzüglich den Franzosen ein Dorn im Auge. Und doch haben ihm gerade diese Gegner, haben ihm Genossen, deren Wesen und Richtung dem seinigen ungleich waren, auch gegen ihren Willen gehuldigt . . . . . Das Organ eines Görres, der rheinische Merkur, obschon mehr der Stein'schen Richtung, als dem Humboldt'schen Geiste verwandt,

rühmte bei jeder Gelegenheit, wie gut der Staatskanzler secundirt sei. Und läßt er am 12. Januar 1815 sich noch aus Wien schreiben: „Der Minister von Humboldt ist gescheidt und sehr viel wissend. Manche vermissen das Herzliche in seinem Wesen, das der Deutsche an seines Gleichen liebt; dafür ist ihm viel Licht gegeben. Von ihm sollen die letzten deutschen Verfassungspläne ausgehen und er versicht sie sonderlich; auch ist er unter Allen am Besten dazu geeignet, den Franzosen auf ihren unterirdischen Schleichwegen entgegen zu miniren" — so ergreift aber bei einer späteren Gelegenheit (18. November) der Herausgeber selbst das Wort, und schließt das Urtheil, indem er den Stand der Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens erörtert, also zusammen: „Was die handelnden Personen betrifft, so zeigt sich der Staatskanzler hier wie in Wien immer gutwillig, versöhnlich, arglos in seiner Politik und alles gern auf guter Seite nehmend; Humboldt kalt und klar, wie die Decembersonne." Faßt man alles zusammen, was über Humboldts Wirken in jener Zeit zu sagen ist, so muß man bekennen, daß es eben so durch Adel der Gesinnung, als durch Geist und Gewandtheit hervorsticht; daß Preußen an ihm einen ausgezeichneten Vertreter gewonnen hatte. Wir möchten Talleyrand, Metternich und Humboldt, so verschieden ihre Naturen waren, so ungleich ihr Werth in unsern Augen ist, für die hervorragendsten Erscheinungen des Congresses ansehen. Der Erstere und der Letztere von diesen hatten auch, wenigstens in Geistesmacht und Oppositionsgeschick, einige Verwandtschaft, sonst stand freilich Humboldt als ein von den zwei genannten völlig verschiedenes Wesen da. Darin aber zeigt sich die Größe aller drei, daß sie durch versöhnliche Gaben das Gewicht der Staaten, die sie zu vertreten hatten, ungemein erhöhten, während ein Repräsentant, wie der kalte, beschränkte, ideenlose Castlereagh, nur

das in die Waagſchale legen konnte, was Englands Name unter allen Umſtänden wog.

Bei alledem iſt nicht zu glauben, daß ein Mann, wie Humboldt, auf dieſem Congreſſe einen Boden gefunden habe, der ſeinen Wünſchen entſprochen hätte, auf dem ſein volles Weſen ſich hätte offenbaren können. Dazu war die Zeit nicht gemacht. Es hob ja eine conſervative Epoche im Guten wie im Böſen an. Wie ſelten konnte — ich will nicht ſagen das Ideale, nur das Zeitgemäße durchgeſetzt werden! Auf einer Seite hatte man durch Verträge die Hände ſchon gebunden. Mit geringer Ausnahme mußte man die Napoleoniſche Erbſchaft mit antreten, ohne doch dem Guten, das in der Napoleoniſchen Richtung lag, die Conſequenz geben zu dürfen, die es heiſchte. Humboldt ſelbſt wollte ſie nicht. Er ſcheint eine Theilung Deutſchlands in eine geringere Anzahl Staaten für gefährlicher gehalten zu haben, als das Daſein einer Menge abhängigerer Fürſten und Städte. Ob ihn dabei mehr das Intereſſe für Deutſchland oder für Preußen geleitet, iſt ſchwer zu unterſcheiden. Dennoch war es Anfangs die Abſicht der preußiſchen Staatsmänner, die Kleinſtaaten durch Kreisobriſten und dieſe durch ein öſterreich-preußiſches Directorium unſchädlich zu machen. Es gelang aber beides nicht. Durch die ganze Richtung des Tages war ein höheres Streben von Anbeginn getrübt. So ſehr es, nach ſo ſchweren Erfahrungen, nach einem gewiß nicht glänzenden Friedensſchluſſe, zu wünſchen geweſen wäre, daß das Gewonnene recht tüchtig geordnet wäre, ſo ſehr blieb der Ausgang hinter dieſem Wunſche zurück. Für uns liegt hier nur das Erfreuliche, daß wir Humboldt keine oder nur geringe Schuld beimeſſen können. — Bedenkt man die Stellung, in der er wirken mußte, die Macht des Widerſpruchs, der ſein beſtes Wollen begegnete, ſo können wir das, was er in verſchiedener Richtung, beſonders aber für

deutschen Angelegenheiten geleistet, ihm nur zu größerer Ehre anrechnen. Auch er hat gefehlt, in einer Richtung seinem eigenen Wirken geschadet; in Einzelheiten wird man ihm nicht durchweg beipflichten; wir wünschen aber nur, daß die nachfolgende Zeit sich mit dem im Einklang erhalten hätte, was Preußen und Hannover damals durch ihre tüchtigsten Wortführer verfochten haben. Auch daran aber ist Humboldt wieder schuldlos; er ist sich treu geblieben, er stand nicht nur in Wien unter denen voran, die für Verfassungsleben und einen die Rechte Aller schützenden Bund wirkten, sondern hat dieselben Grundsätze bis an's Ende seiner Laufbahn vertheidigt. . . . .

Humboldt war nicht blos eines der begabtesten, sondern gleicher Weise eines der thätigsten Glieder des Congresses. Man konnte zu Wien eine eigene Klasse der emsig Arbeitenden und wahrhaft Beschäftigten absondern. Zu diesen zählten besonders Humboldt, Wessenberg und Clancarty; mehr als Hülfsarbeiter Gentz und La Besnardière. Humboldt war Mitglied fast aller Comitéen; man beauftragte ihn, von Preußens Seite oder im Namen der Mächte, noch zu einer Menge Specialunterhandlungen mit den mittleren und kleineren deutschen europäischen Staaten. Namentlich den deutschen Angelegenheiten widmete er bis zu Ende den wachsamsten, eisernsten Fleiß. Oft war es schwer, seiner habhaft zu werden. „Was Humboldt," sagt der oft erwähnte Berichterstatter Varnhagen, „während des Congresses alles gearbeitet, und wie umsichtig, gediegen, sorgfältig, mit welcher Strenge und Unermüdlichkeit, das übersteigt allen Glauben; auch forderte er in gleichem Maße von seinen Gehülfen und Untergebenen solche Tüchtigkeit." — Und während der drangvollsten Tage dieses Congresses zeigte Humboldt sich noch frisch und munter zu wissenschaftlicher Anstrengung wie zu heiterer Geselligkeit, durchbesserte die kunstreiche Uebersetzung

griechischer Chorgesänge, stellte mit sich allein Uebungen in Pestalozzischer Lehrart an, dichtete jeden Tag deutsche Verse, schrieb fleißig Familienbriefe, und führte noch außerdem ein Tagebuch, worin nicht nur die großen Staatsverhandlungen, sondern auch die kleinen Vorgänge der Gesellschaft, die Anekdoten und Abenteuer des Tages bemerkt waren. Unglücklicherweise, sagte Humboldt selbst nachher, habe er gleich im Jahre 1815 in Paris eine Anwandlung gehabt, viele Papiere zu verbrennen, und leider, wie er nun sehr bedauere, auch das Tagebuch dem Feuer hingegeben."

So weit Schlesier. — Wir haben hier nicht die Geschichte des Wiener Congresses zu schreiben, sondern nur die Biographie Humboldts, und scheiden von der Anführung seiner Thätigkeit bei dem Congresse, indem wir als charakteristisch genug die Worte anführen, welche er bei der Nachricht von Napolons Rückkehr von Elba aussprach: „Vortrefflich, das giebt Bewegung!"

Die Bewegung kam, dann die Schlacht bei Waterloo und der zweite Pariser Frieden. Auch bei diesem war Humboldt als Preußens Vertreter neben Hardenberg thätig.

Ehe wir in einem folgenden Abschnitte erzählen werden, daß Humboldt, zum preußischen Gesandten in Paris designirt, wiederum einen längeren Aufenthalt in Paris zu erwarten hatte, daß aber gerade seine besondere Befähigung zu diesem Posten ihn desselben nicht theilhaftig werden ließ, wollen wir noch ein paar hierher gehörende Dinge rein privater Natur anführen, unter Anderm der Resultate erwähnen, welche Humboldts Thätigkeit und Tüchtigkeit als Staatsmann für ihn selbst herbeigeführt hatte.

Von der großen Zahl von Orden, mit denen Humboldt von allen Seiten bedacht wurde, erwähnen wir nur einen einzigen, welcher allgemein für eine der größten derartigen Auszeichnungen galt — der König von Preußen verlieh das eiserne Kreuz erster

am weißen Bande nur an zwei Männer aus dem Civilſtande, nämlich an Hardenberg und an Wilhelm von Humboldt.

Eine andere Auszeichnung rein materieller Art, welche ihm zu Theil wurde, war eine Dotation mit bedeutenden Revenuen. Außer Humboldt wurden noch Blücher, Bülow v. Dennewitz, Gneiſenau, Hardenberg, Kleiſt von Nollendorf, Kneſebeck, Tauentzien von Wittenberg und York von Wartenburg von der preußiſchen Regierung mit derlei reichen Geſchenken bedacht. Humboldt wählte für ſich die Herrſchaft Ottmachau im Fürſtenthum Neiße.

Noch wollen wir hier anführen, daß im Jahre 1815 Humboldts zweite Tochter Adelheid ſich mit dem Obriſtlieutenant von Hedemann vermählte.

## Neunter Abschnitt.

W. v. Humboldt als Mitglied der Territorialcommission in Frankfurt, als Mitglied des Staatsrathes in Berlin, als Gesandter in London.

---

Wir erwähnten bereits, daß Humboldt zum preußischen Gesandten in Paris bestimmt wurde, vorher aber sollte er nach Frankfurt gehen, um daselbst Mitglied einer Territorialcommission zu sein, welche zur Entscheidung der zahlreichen noch obschwebenden Gebietsdifferenzen daselbst zusammentrat.

Als seinen einstweiligen Stellvertreter in Paris wünschte Hardenberg gern Alexander von Humboldt zu sehen; als dieser die Annahme der interimistischen Verwaltung ablehnte, wurde der bisherige Gesandte in München, Graf Goltz, für die Dauer der Abwesenheit Wilhelms v. Humboldt nach Paris gesandt.

Humboldt verließ Paris am 25. November — 1815 — und kam am 28. in Frankfurt an. Die Arbeiten, an denen er hier Theil zu nehmen hatte, rückten aus vielen Gründen nicht eben schnell vor, und es blieb Humboldt Zeit übrig, nicht allein die Annehmlichkeiten des geselligen Lebens jetzt mehr als in letztvergangener Zeit zu genießen, sondern er fand auch Muse, seinen Lieblingsstudien sich wieder mehr hingeben zu können.

Wir wollen hier in Bezug auf das erſt Erwähnte aus einem Briefe der Rahel ein paar Worte anführen, mit der ſie in ihrer bekannten mitunter ſehr wunderlichen Schreibweiſe ein Zuſammentreffen mit Humboldt ſchildert. Sie ſchreibt nämlich: „Geſtern Mittag ſpeiſte ich bei Humboldts, wo Humboldt ſich eine ganz neue Haut von wahrhafter Liebenswürdigkeit angezogen hatte. Geſtern erreichte es nun ſeine Höhe, denn eine ganze Weile finde ich ihn ſo geſchält. Er beherrſchte ganz allein, und nöthig, und mild das Geſpräch, ließ nichts Steifes, nichts Dummes aufkommen, iſt in gleichem Ton mit Hausleuten, Gäſten und Kindern, ſagt unaufhörlich Komiſch-Frappantes, aber nicht wie im Winter und Sommer aus tiefer Langweil, und in deren dennoch harten, ärgerlichen Tinten; dieſe alte Ueberzeugung der Dinge hat bei ihm eine wieder neue Wendung genommen; er iſt von der tiefſten, ſorgenloſeſten Aufrichtigkeit über alle Gegenſtände, und dies giebt ſeinem Benehmen und Sagen eine wahrhaft mild-heitere Grazie. — Mich dünkt, er hat mehr Verſtand als je. — Oder hab' ich mehr. Wir beide ſind auch ganz weich, ganz leiſe, ganz milde, ganz wahr und weit, ganz weit vorwärts in unſern Aeußerungen mit einander."

Und in Bezug auf das Andere, die Fortſetzung ſeiner Studien, theilen wir mit, daß er jetzt endlich die im Jahre 1796 begonnene Ueberſetzung vom Agamemnon des Aeſchylus drucken ließ. Er widmete das Buch ſeiner Gattin, welche den Genuß ſeiner Studien ſchon ſo früh getheilt hatte — die Ueberſetzung iſt noch heute als eine der vortrefflichſten Arbeiten der Art geſchätzt. —

Im Sommer 1816 wurde Humboldt mit der interimiſtiſchen Verwaltung des Poſtens eines preußiſchen Geſandten beim deutſchen Bundestage betraut, und vertrat in dieſer Eigenſchaft Preußen bei der Eröffnung des Bundestages, am 5. November des genannten Jahres.

Humboldts Stellung bei der Territorialcommiſſion hielt ihn bis zum Januar 1817 in Frankreich zurück. Unterdeß war in der Beſetzung des Pariſer Geſandtſchaftspoſtens eine andere Dispoſition getroffen worden. Der franzöſiſche Miniſter, Herzog von Richelieu, mochte nicht viel Luſt haben, einen Mann wie Humboldt, deſſen ſtaatsmänniſcher Ruf längſt ein höchſt bedeutender geworden war, in einer insbeſondere um jene Zeit ſo wichtigen Stellung in Paris zu ſehen — der Graf Goltz, welcher, wie ſchon erwähnt, den Poſten einſtweilen verwaltete, convenirte ihm viel mehr. Unter dem Vorgeben, Humboldt, welcher ſo vielen Antheil an den Geſchäften der beiden Pariſer Frieden genommen, werde als Geſandter in Paris das franzöſiſche Nationalgefühl verletzen, gelang es Richelieu, Hardenberg zur Aenderung der bereits getroffenen Dispoſition zu bewegen — Graf Goltz erhielt den Poſten definitiv und Humboldt wurde das Anerbieten gemacht, die Geſandtſchaft in London zu übernehmen. Er acceptirte und reiſte am 11. Januar 1817 von Frankfurt ab, indeß vorläufig noch nicht nach London. Zunächſt begab er ſich mit ſeiner ganzen Familie über Weimar, wo er Göthe beſuchte, nach ſeinem Gute Burgörner, von da im Februar nach Berlin. Wenige Wochen ſpäter mußte Frau von Humboldt ſich wiederum zu einer Trennung von ihrem Gatten entſchließen; die älteſte Tochter, Caroline, war ſo leidend, daß die Mutter beſchloß, mit ihr und der übrigen Familie zum Gebrauch der Seebäder nach Neapel zu gehen. Frau von Humboldt verweilte übrigens längere Zeit in Italien, traf nicht, wie verabredet, mit ihrem Gatten in England zuſammen, ſondern kehrte erſt in der zweiten Hälfte des Jahres 1819 von Italien nach Berlin zurück.

W. v. Humboldt, bei der Gründung des Staatsrathes als Mitglied deſſelben ernannt, verweilte vorläufig in Berlin

Preußen war eine außerordentlich wichtige Epoche eingetreten. Die Kräfte des Volkes waren berufen worden, um das Land zu befreien, den Feind hinauszujagen. Das war geſchehen — jetzt ſtanden ſich die Parteien im Lande ſelbſt gegenüber, beobachtend und erwartend. Das preußiſche Volk hatte unendlich viel gethan, es hatte eine Reihe von Jahren die ſchwerſten Laſten getragen, es hatte mit ausdauerndem Muth auf den richtigen Zeitpunkt gewartet, und dann hatte ſich dieſes Volk in eine Armee voll Tapferkeit verwandelt, und unter Entbehrungen und Hingebungen aller Art den ſtarken Feind geſchlagen. Man hatte dem preußiſchen Volke mancherlei verſprochen, und jetzt war die Frage, ob das Verſprochene in Erfüllung gehen werde. Während, um einen ſolchen Ausdruck zu benutzen, auf der Seite des Volkes faſt alle Feldherrn aus den Kriegen von 1813—15, ſodann Männer wie Humboldt und Schön, ſelbſt Stein ſtanden, waren ihre Gegner Fürſt Wittgenſtein, Ancillon, und Andere. Der Staatskanzler Hardenberg ſuchte zwiſchen beiden Parteien zu vermitteln. Der Kern der zu entſcheidenden Frage war der Conſtitutionalismus, wenn ſchon von den einzelnen Abzweigungen der Volkspartei mehr oder weniger moderirt.

Am 30. März (1817) wurde der Staatsrath eröffnet, und zugleich durch zwei Cabinetsordres aus ſeiner Mitte ein Ausſchuß zur Entwerfung der Conſtitution und ein zweiter zur Prüfung des neuen Finanzgeſetzes ernannt. Die hierher gehörende königliche Cabinetsordre lautet ſo: „Ich habe in der Verordnung vom 22. Mai 1815 über die zu bildende Repräſentation des Volkes beſtimmt, daß eine Commiſſion in Berlin niedergeſetzt werden ſollte, die aus einſichtsvollen Staatsbeamten und Eingeſeſſenen der Provinzen beſtände, um ſich mit der Organiſation der Provinzialſtände, der Landesrepräſentanten und der Ausarbeitung einer Verfaſſungsurkunde nach den in jener Verordnung aufgeſtellten Grundſätzen

unter Ihrem, des Staatskanzlers Vorsitze zu beschäftigen. Der Krieg, die gänzliche Feststellung des Besitzstandes und die Organisation der Verwaltung haben die Ausführung jener Anordnung bisher verhindert. Da jetzt der Staatsrath errichtet ist, so will Ich die zu der gedachten Commission zu bestimmenden Staatsbeamten aus seiner Mitte nehmen, und dem Staatsrath die Erfüllung meiner Absicht übertragen. Ich bestimme zur Commission Sie, den Staatskanzler, als Vorsitzenden; den Fürsten Radziwill; den General der Infanterie Graf v. Gneisenau; den Staatsminister v. Barkhausen; den Staatsminister Freiherrn v. Altenstein; den Staatsminister v. Beyme; den Staats- und Justizminister v. Kircheisen; den Staatsminister Freiherrn v. Humboldt; den Staats- und Finanzminister Grafen v. Bülow; den Staatsminister des Innern v. Schuckmann; den Staats- und Polizeiminister Fürsten v. Wittgenstein; den Staats- und Kriegsminister Generalmajor v. Boyen; den Minister-Staatssekretär v. Klewitz; den Generallieutenant und Generaladjutant v. d. Knesebeck; den Domdechanten Grafen v. Spiegel; den Geheimen Staatsrath v. Stägemann; den Generalmajor v. Grolmann; den wirklichen Legationsrath Ancillon; den Staatsrath v. Rehdiger; den Geheimen Justizrath und Professor v. Savigny; den Geheimen Legationsrath Eichhorn; das Mitglied aus den Rheinprovinzen, welches noch in den Staatsrath eintreten wird. Diese Commission soll sich zuerst mit der Zuziehung der Eingesessenen aus den Provinzen beschäftigen; ihre Arbeiten sollen dem Staatsrath vorgetragen und von diesem Mir die Vorschläge eingereicht werden, worauf Ich das Weitere verfügen will." —

Die Art und Weise, mit welcher diese Commission das Verfassungswerk angriff, zeigte mindestens keine sonderliche Eile. Man sandte Commissarien in die verschiedenen Provinzen, welche Nachrichten über die alten Verfassungen und Meinungen einge-

Einwohner über die beabsichtigte neue sammeln sollten — das war vorläufig Alles. Etwas mehr beschäftigte man sich mit der Finanzfrage. Der Finanzminister Graf v. Bülow, ein Neffe Hardenbergs, hatte den Entwurf eines neuen Gesetzes über die Steuerverfassung eingereicht, der König ernannte zur Prüfung desselben und zur Behandlung dieser Angelegenheit überhaupt gleichfalls eine besondere Commission, und als deren Vorsitzenden Wilhelm von Humboldt. Der vom Finanzminister vorgelegte Gesetzentwurf wurde entschieden verworfen, und Humboldt war es insbesondere, welcher in einer sehr stürmischen Sitzung dagegen auftrat. Von da ab datiren zwei Dinge von Bedeutung in Humboldts politischem Leben: einmal trat zwischen ihm und Hardenberg eine sehr entschiedene Spannung ein, und dann sah man ihn im Publikum gewissermaßen als das Haupt der Opposition an. Der Finanzminister mußte übrigens von seinem Posten zurücktreten.

Der Staatskanzler wünschte offenbar Humboldt nicht mehr in seiner Nähe zu haben, er fürchtete wohl einen Mann von solcher staatsmännischen Bedeutung und Humboldt wurde indirekt veranlaßt, auf seinen Posten als Gesandter nach England abzugehen. Er kam im Beginn des October 1817 dort an. Von den Geschäften von besonderer Bedeutung, an denen er in dieser Stellung Theil nahm, ist die preußische Anleihe vom Jahre 1818 zu erwähnen, welche in England unter seiner Beihülfe abgeschlossen wurde.

Während Humboldts Anwesenheit in England sollten sich auch die Folgen des Zerwürfnisses zeigen, welches zwischen ihm und Hardenberg bestand. Dieser hatte schon vor mehreren Jahren ihm einen Ministerposten zugesichert, sobald ein solcher erledigt sei, er hielt indeß nicht Wort. Nicht allein wurde das eben eingerichtete Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts ihm *nicht* verliehen, sondern bei der Besetzung des Ministeriums des Aeußern

ging man noch viel weiter, man verletzte Humboldt ganz öffentlich in den Augen des ganzen Volks, indem man nicht ihn, wie Jedermann erwartete, sondern einen Ausländer, den Grafen Christian v. Bernstorff, den bisherigen dänischen Gesandten am preußischen Hofe, zum Chef des Ministeriums des Aeußern machte. Wie man diese Handlungsweise des Staatskanzlers damals aufgenommen, berichten uns Zeitgenossen jener Periode an verschiedenen Orten. So schrieb Stein unter Anderm: „Bernstorff ist ein vortrefflicher, edler Mann. Welche Stellung er gegen den König, gegen den Staatskanzler hat, weiß ich nicht; ob er Kraft habe den Stall des Augias auszumisten, ist eine Frage, die seine Geschäftsführung erst beantworten wird. An Geist und Wissen übertrifft ihn Humboldt unendlich, und ich bewundere die Geschicklichkeit des Staatskanzlers, alle tüchtige, talentvolle Männer lahm zu legen." Und in Hippels „Beiträgen zur Charakterisirung Friedrich Wilhelms III." heißt es: „Die öffentliche Meinung hatte zwar, statt Bernstorff, den eingebornen Wilhelm v. Humboldt für solche Stellen ernannt zu werden erwartet. Humboldts durchdringender Verstand bedarf auch keiner Lobrede. Allein er theilte mit allen Männern von großer Geistesüberlegenheit, denen die Hingebung des Gemüths fehlt, die zur Liebenswürdigkeit wird, das Schicksal: mehr gefürchtet als geliebt zu werden. Niemand mag in den Geheimnissen seiner Gedanken gern von einem andern erforscht werden. Humboldts angeborner, durch die Kultur tiefer Wissenschaften gesteigerter Scharfsinn, das Talent, Andere zu ergründen, war den sogenannten klugen Leuten unerträglich. Geniale Köpfe befreundeten sich bald mit ihm aus Wahlverwandtschaft. War er ihnen, wie meistens, an Wissenschaft überlegen, so lernten sie gern von ihm, an den Strahlen seines Genius sich sonnend .... Es mochte nothwendig geschienen haben, einen Mann von Verstand, Offenheit und Liebens

aber geringerem Talent, an die Spitze von Geſchäften zu ſtellen, die einer häufigen perſönlichen Mittheilung mit klugen Leuten, den Geſandten, unterworfen ſind, als einen Mann, der nur Geiſt war, nichts als Geiſt." —

Humboldt war erbittert über die erfahrene Zurückſetzung, über das ſchlechte Worthalten des Staatskanzlers, und ſcheint ſeine Entlaſſung gefordert zu haben. Zu Ende des Jahres erſcheint er auf dem Congreß von Aachen, indeß ohne weſentlichen Theil an den Geſchäften zu nehmen. In Aachen ſtellte ſich ſein gutes Einvernehmen mit Hardenberg wenigſtens äußerlich wieder her, er erhielt nochmals die Zuſicherung eines Miniſterpoſtens, und ging im December nach Frankfurt, um die Geſchäfte der Territorialcommiſſion mit zu Ende zu führen. Er verweilte bis zu Ende Juli des nächſten Jahres in Frankfurt, und unterzeichnete am 20. Juli 1819 den bekannten Territorialreceß.

# Zehnter Abſchnitt.

W. v. Humboldt im preußiſchen Miniſterium des Innern vom 12. Auguſt — 31. December 1819.

---

Der Staatskanzler hatte alſo in Aachen die Zuſicherung eines Miniſterpoſtens an Humboldt erneuert, die Anweſenheit eines Mannes von entſchiedener Bedeutung und warmer Freundſchaft für Humboldt in der nächſten Nähe des Königs, des Generaladjutanten und vortragenden Raths, v. Witzleben, mochte den Staatskanzler vielleicht beinahe gegen ſeinen Willen nöthigen, diesmal das gegebene Verſprechen zu halten. Man beſchloß, das Miniſterium des Innern zu theilen, und Humboldt nicht eben den größeren Theil zu überweiſen. Durch eine Cabinetsordre vom 11. Januar 1819 wurde der Fürſt v. Wittgenſtein des Polizeiminiſteriums enthoben und daſſelbe überhaupt mit dem Miniſterium des Innern vereinigt.

Dann theilte man das Miniſterium des Innern in zwei Departements, deren eins Wilhelm von Humboldt zu verwalten hatte, während das andere dem Herrn von Schuckmann überwieſen war. Humboldts Direction waren u. A. unterworfen die ſtändiſchen Angelegenheiten, die Kommunal-Angelegenheiten aller Art, die

schaftlichen Creditsysteme, diverse Militärangelegenheiten und anderes mehr.

Humboldt übernahm am 12. August sein neues Amt: die liberaler denkenden Männer im ganzen Lande begrüßten seine Ernennung mit entschiedener Zustimmung und sahen in ihm allein den geeigneten Mann, welcher der immer stärker werdenden Reaction sich entgegenzustellen sowohl die Kraft als den Willen habe.

Wir wissen hinreichend aus der Geschichte, wie es um jene Zeit in Deutschland aussah. Das deutsche Volk hatte wenig Aussichten, daß ihm das Zugesicherte erfüllt werde — wir erinnern einfach an die Carlsbader Beschlüsse, welche bekanntlich am 20. September 1819 proclamirt wurden.

Humboldts Ernennung gab den Beobachtern der preußischen Politik eine gewisse Hoffnung. Man wußte von Humboldt, daß er bereits auf dem Wiener Congresse für constitutionelle Einrichtungen lebendig gesprochen hatte, man wußte ferner, daß er von der Nothwendigkeit, Reichsstände in Preußen einzurichten, durchdrungen war, und die Ernennung eines Mannes mit solchen Prinzipien, dem überdieß ganz besonders die ständischen Angelegenheiten untergeordnet waren, mußte ebenso sehr Aufmerksamkeit erregen wie Hoffnung erwecken. Ein Brief Humboldts, welchen die Augsburger Zeitung vor der Uebernahme des Ministeriums mittheilte, und der vom 31. Mai 1819 datirt ist, legt seine Ansichten über ein Verfassungswesen in Preußen, wie er es wünschte, im Allgemeinen dar — wir wollen einzelne Worte aus demselben mittheilen. „Daß neue Verfassungen", heißt es, „wo sie dauerhaft und beglückend sein sollen, so viel als möglich müssen auf einen historischen Grund gebaut werden, daß man bei ihnen von gutgeordneten Gemeindeverfassungen auszugehen hat, um aus festen und lebendigen Elementen ein organisches Ganzes zusammenzufügen, und daß der

weſentliche Nutzen landſtändiſcher Einrichtungen in der Erweckung und Erhaltung eines wahrhaft ſtaatsbürgerlichen Sinnes in der Nation geſucht werden muß, in der Gewöhnung der Bürger, an dem gemeinen Weſen einen von iſolirender Selbſtſucht abziehenden Antheil zu nehmen, zu dem Wohle deſſelben von einem durch die Verfaſſung ſelbſt beſtimmten Standpunkt aus mitzuwirken, und ſich auf dieſen, mit Vermeidung alles vagen und zwecklos auf's Allgemeine gerichteten Strebens, zu beſchränken, darüber müſſen alle einig ſein, welchen ein Urtheil über dieſen Gegenſtand gebührt. Jeder Deutſche wird auch mit Freude erkennen, daß die Vorbilder ſolcher Verfaſſungen nicht brauchen aus Staaten hergenommen zu werden, die, als neu entſtanden, keine Vergangenheit beſitzen, oder die ſie muthwillig zerſtört haben, ſondern daß ſich dieſelben in unſerer vaterländiſchen Geſchichte reichlich vorfinden, ſo wie noch viele Elemente in noch fortbeſtehender Einrichtung. Die Frage kann nur ſein, wie das Neue an das Alte zu knüpfen, wie das örtliche Einzelne zum Allgemeinen verſchmolzen werden kann? Und was hernach vom Bisherigen und vom Lokalen aufgeopfert werden muß u. ſ. w."

Der oben erwähnte Conſtitutionsausſchuß hatte nun bis zum Eintritt Humboldts in das Miniſterium des Innern faſt nichts gethan, und hatte z. B. ein Freund eines der Mitglieder dieſes Ausſchuſſes, Stägemanns, Gelegenheit, demſelben zu ſchreiben „..... geht hervor, daß der erlauchte Ausſchuß an der Conſtitution gearbeitet hat, wie die franzöſiſche Akademie an dem neuen Wörterbuche, über deſſen Grundlagen man noch nicht einverſtanden iſt." Kleinere deutſche Staaten, wie Baden und Bayern, hatten bereits Verfaſſungen erhalten, das Verlangen nach einer Verfaſſung für Preußen wurde im Lande immer reger, und Humboldt ging ſogleich bei Uebernahme ſeines Amtes mit Entſchiedenheit auf

Er ſchrieb Denkſchriften über Repräſentativverfaſſung in Preußen und einen Entwurf der Verfaſſung, und gab ſich überhaupt allen Anſtrengungen der ergriffenen Aufgabe hin.

Der König ernannte nun eine Commiſſion aus der Mitte des früher erwähnten Conſtitutionsausſchuſſes, welche einen Verfaſſungsentwurf bearbeiten ſollte und aus Hardenberg, Humboldt, Schuckmann, Ancillon, Daniels und Eichhorn beſtand. Hardenberg legte dieſer Commiſſion den Entwurf einer reichsſtändiſchen Verfaſſung vor, Humboldt that daſſelbe, wich indeß mit ſeiner Arbeit von der von Hardenberg vorgelegten weſentlich ab. Es iſt wenig von den Verhandlungen dieſer Commiſſion bekannt geworden, ebenſo wenig wie die jetzt bald eintretenden Ereigniſſe, wodurch Humboldts Austritt aus dem Miniſterium herbeigeführt wurde. Auch über das Weſen des Verfaſſungsentwurfes, den Humboldt vorlegte, wiſſen wir nichts zu ſagen, da derſelbe unſeres Wiſſens niemals bekannt geworden iſt. Wohl aber haben wir eine andere hierhergehörende Arbeit Humboldts, ein ſehr ausführliches Schreiben vom 29. November 1821, welches er an den General v. Witzleben richtete, und in welchem er ſeine Anſichten über die Verfaſſungsfrage ſpecieller entwickelt. Das Schreiben iſt vollſtändig in Dorow's Buche über Witzleben zu finden, wir geben hier nur ein Bruchſtück daraus, das folgende.

„— — — — — Ein Bedenken möchte ich jedoch Ew. Hochwohlgeboren mittheilen, da ihr Aufſatz auf die Möglichkeit ſo wichtiger Veränderungen in der Verwaltungsorganiſation ſchließen läßt. Sie erwähnen ſelbſt des genauen Zuſammenhangs, der zwiſchen der Einrichtung der höchſten Verwaltungsbehörden, und der Entſcheidung der Frage über die ſtändiſche Einrichtung iſt. Dieſer Zuſammenhang aber erſtreckt ſich viel weiter, namentlich auf die Einrichtung der Regierungen, die Eintheilung in Provinzen, ja

ſelbſt auf die Stellung aller Beamten, vorzüglich der Landräthe. Ich geſtehe, daß ſo lange dieſe Frage ſchwebend iſt, wie ſie denn ſeit dem Erſcheinen des Edikts von 1815 nicht anders als ſchwebend genannt werden kann, ich mir nicht getrauen würde, zu irgend einer andern als ganz unweſentlichen und in nichts bedeutend eingreifenden Veränderung der jetzigen Geſchäftsverwaltung zu rathen. In Rückſicht der Stände äußern Ew. Hochwohlgeboren Ihre Meinung: daß allgemeine Stände nicht, wohl aber zunächſt Provinzialſtände zu gewärtigen ſind. Meine Ueberzeugung iſt, daß es ſehr bedenklich ſein würde, Provinzialſtände, ohne allgemeine, zu errichten, und daß, wenn man beide, aber in einem Zwiſchenraume, will, der Zwiſchenraum gleich bei der Einführung der erſtern unwiderruflich beſtimmt und nur ſehr kurz, auch, bei dieſer Einführung, der Plan für die allgemeinen ſchon vollkommen feſtgeſetzt ſein muß. Provinzialſtände können nur für Provinzialzwecke dienen, und Allgemeines kann der Staat nicht durch ſie erreichen wollen. Hierin iſt die erſte Lücke. Denn wenn der Staat einmal Stände für nothwendig hält (und ohne dies muß er ſie nicht bilden), ſo iſt es conſequenterweiſe unmöglich, daß in der Nothwendigkeit nicht auch Dinge liegen ſollten, die nur durch allgemeine Stände erreichbar ſind, und für die man ſich nur mit Provinzialſtänden behilft. Doch dies iſt nur ein Mangel.

Wenn Provinzialſtände nur über Provinzialgegenſtände reden dürfen, wie denn dies ſtreng gehalten werden muß, und es keine Gelegenheit giebt, über allgemeine Maßregeln auf gleiche Weiſe zu ſprechen, ſo werden ſie künſtlicher Weiſe der allgemeinen eine provinzielle Abſicht, ein einzelnes Intereſſe abzugewinnen ſuchen, und kein Reglement wird ſie hindern können, jene Schranken zu überſchreiten. Dies liegt in der Natur des Menſchen, auch werden ſie ja durch die allgemeinen Maßregeln berührt;

ſie drückend finden, und ſo iſt es natürlich kaum zu tadeln, wenn der Theil, der als Ganzes mit ſeinen Nebentheilen nicht reden darf, doch nun iſolirt für ſich ſprechen will. Entſteht dies aber: ſo erwächſt der Regierung ein ungeheures Hinderniß. Wie ſoll ſie ſich mit vier, fünf, vielleicht noch mehr Verſammlungen, deren jede noch dazu, ihrer Stellung nach, die Sache aus einem einſeitigen Geſichtspunkte anſieht, über eine Maßregel verſtändigen? Demnach werden die Bewohner der Provinz auf Seite ihrer Stände ſein. So findet die Regierung die Gemüther und die Stimmung überall gegen ſich, und muß ſich gefaßt darauf machen, auch wenn ſie die Maßregeln mit Kraft durchſetzt, dieſen dumpfen inneren Widerſtand wenigſtens partiell zu beſiegen. Dies iſt eine große, wahre, nicht eingebildete Gefahr mit jeder Einrichtung von Provinzialſtänden verbunden und unausbleiblich; wie beſchränkt ihre Rechte auch ſein mögen, ſobald ſie nur das Recht haben, zu ſprechen, und ihre Stimme als die Stimme ihrer Comittenten gilt.

Die Provinzialſtände werden nothwendig in ihren Anſichten getheilt ſein; es wird daraus mehr oder weniger die Gefahr einer Zerreißung des Staates, wenigſtens in der Gemüthsart und Stimmung, entſtehen. Die Regierung wird daher mehr Schwierigkeit finden, weil ſie bei jeder Verſammlung eigener Argumente bedürfen wird, und weil eine Provinzialverſammlung, ihrer Natur nach, einiger und einer fremden Anſicht ſogar weniger zugänglich iſt. Dagegen werden ſie ſich gegen die Pläne der Regierung leicht gegenſeitig unterſtützen, und dies iſt eine zweite Gefahr. Kein noch ſo ſcharfſinniger Kopf kann ſich herausnehmen, die Grenzen zwiſchen dem zu ziehen, was blos Provinzial-, und was allgemeine Angelegenheit iſt. Der Staat wird ſich vorbehalten müſſen, ſelbſt dies im Einzelnen zu beſtimmen. Dies wird aber wieder eine Quelle von Unzufriedenheit und Mißtrauen werden. Dann

werden doch die Provinzialſtände dies ſogar in dem ihnen zuſtehenden Rechte der Beſchwerdeführung ausüben, und welcher Miniſter wird nicht lieber eine von ihm vorgeſchlagene Maßregel von einer aus Männern von verſchiedenen Provinzen zuſammengeſetzten Verſammlung, als gegen viele Verſammlungen vertheidigen wollen? Mit iſolirten Provinzialſtänden wird man keinen der Vortheile allgemeiner beſitzen, allein faſt alle Nachtheile und ganz neue, aus der Schiefheit der Lage entſtehende. Denn jede Provinzialverſammlung wird die fehlende allgemeine erſetzen und vorſtellen wollen, und ſchon der nothwendig werdende ewige Kampf gegen dies Streben iſt ſchädlich und gefährlich da, wo nur das höchſte Vertrauen und die höchſte Einigkeit herrſchen ſollte.

Dies ſind Nachtheile, die ich nebſt andern geringeren von allein daſtehenden Provinzialſtänden erwarten würde. Augenblicklich werden die beiden jetzt nur zu laut gewordenen Parteien ſich darüber freuen. Die eine wird froh ſein, daß wenigſtens keine allgemeinen Stände entſtehen, die andere wird ſich Glück wünſchen, daß es wenigſtens nun Provinzialſtände giebt, und denken, daß die allgemeinen von ſelbſt nachfolgen müſſen. Die letztere wird Recht haben. Sie werden, wenn man es auch wollte, kaum zu vermeiden ſein, der Geſchäftsgang wird ſelbſt auf ſie führen; die Schwierigkeiten, welche die Verwaltung bei den Provinzialſtänden finden wird, werden das Gefühl ihrer Nothwendigkeit erregen. Aber es wird ſehr bedenklich ſein, wenn die Regierung dies nicht gleich bei der Einrichtung der Provinzialſtände bedenkt, ſie ſchon da vorbereitet und eigentlich mit jenen, wenn ſie auch in der Zeit nachfolgen, geſtiftet hat. Folgen allgemeine Stände erſt, wenn die Provinzialſtände ſchon öfters verſucht haben, ihre Grenzen zu überſchreiten, ſo iſt es ſchon ſchlimm. Der Geiſt des Inſtituts iſt alsdann ſchon verdorben, und es iſt ſchwer, ihn zu verbeſſern.

Der Ausſpruch des Staats, daß er die Stimme gewiſſer Perſonen für die Stimme des Volks anſehen will, iſt von einer ſolchen Wichtigkeit, daß man ſich dieſelbe nie zu groß denken kann, und keine menſchliche Weisheit kann die Folgen davon überſehen. Damit thut ihn der Staat, ſowie er auf irgend eine Weiſe Stände ſchafft. Sollen denn nun, ſo viel möglich, die Vortheile geärntet, die Gefahren vermieden werden, ſo muß das Verhältniß der Stände gegen die Regierung durchaus klar, einfach, gerecht und offen ſein. Ihre Lage muß ſo beſtimmt werden, daß ein Verſuch, die Gränzen derſelben zu überſchreiten, gar nicht vor der Vernunft und dem Gefühl zu entſchuldigen ſein würde, und daß die ſträfliche, aus Leidenſchaften entſtehende Luſt dazu weder Vorwände noch Anreizung findet. Dieſe Bedingungen ſcheint es mir unmöglich bei Provinzialſtänden, ohne allgemeine, zu erfüllen. Die bei uns wenigſtens allgemein nicht, im Volke wirklich gar nicht vorhandene Luſt, in öffentlichen Angelegenheiten eine Stimme zu führen, wird abſichtlich durch Errichtung von Ständen geweckt, und dadurch, daß es nur Provinzialſtände ſein ſollen, auf einem Punkt feſtgehalten, auf dem es nicht natürlich iſt, daß ſie ſollte ſtehen bleiben können. Die theoretiſchen Einwürfe, die man gegen ein ſolches Syſtem machen kann, ſind aber noch die geringſten. Die wahren Schwierigkeiten, Colliſionen, Unbequemlichkeiten, Gefahren würden ſich erſt bei der Ausführung finden. Provinzialſtände mit Provinzialminiſtern verbunden, ſchienen mir gar einen Zuſtand der Dinge herbeizuführen, in dem ich verzweifeln würde, daß die oberſte aller Verwaltungsbehörden, die auch nur im Mittelpunkt ſtehen muß, noch die Zügel zu halten im Stande ſein würde. —

Da es bei ſtändiſchen Angelegenheiten ſehr gut iſt, auf das Geſchichtliche und den ehemaligen Zuſtand zurückzugehen, ſo iſt es Ew. Hochwohlgeboren gewiß auch nicht entgangen, daß in den Län-

dern, wo es Provinzialstände gegeben hat, diese so entstanden sind, daß der für sich bestehende Staat neue, mit Ständen versehene Provinzen erhielt. Ob es ein Beispiel giebt, auch nur ein einziges, wo man in einem Staate, absichtlich und auf Einmal, Provinzialstände, ohne allgemeine, geschaffen hätte, muß ich bezweifeln. Die Frage: ob man Provinzialstände ohne allgemeine, oder allgemeine mit Provinzialständen (was gewiß sehr nützlich und gut sein würde) oder ohne dieselben, einrichten will, ist daher ohngefähr dieselbe mit der: ob ein Staat wieder eine Verbindung mehrerer Staaten werden oder Ein Staat bleiben soll? — — —"

Wir haben in dieser Mittheilung sowie in den vorhergehenden Worten angedeutet, welche Meinungsverschiedenheit im preußischen Ministerium herrschte; ein entscheidender Kampf zwischen den sich bekämpfenden Elementen war unvermeidlich, die schon erwähnten Carlsbader Beschlüsse ließen diesen Kampf zum Ausbruch kommen.

Humboldt erklärte diese Beschlüsse, an denen preußischerseits der Graf v. Bernstorff Theil genommen hatte, für „schändlich und unnational", und trat sehr entschieden gegen dieselben und eine derartige weitere Politik auf. Auf seiner Seite im Ministerium standen der Kriegsminister von Boyen und der Großkanzler von Beyme, und in Verbindung mit ihnen griff Humboldt den Staatskanzler und den Minister des Auswärtigen sehr entschieden an. Der Erfolg neigte sich auf seine Seite, bei seinen Einwendungen gegen das eigentlich Materielle der Carlsbader Beschlüsse trat ihm ein großer Theil des ganzen Ministeriums bei, doch nicht zu lange — bald genug waren die drei Minister wieder isolirt, sie reichten dem König bestimmte Vorlagen ein, in denen sie ihre bisherige Opposition erneuerten und begründeten, und der Staatskanzler, dadurch entschieden in seiner ganzen Stellung bedroht, rettete sich durch ein Bündniß mit dem früheren Polizeiminister, jetzigen Mi-

niſter des königlichen Hauſes. Einer ſeiner drei Gegner, der Kriegsminiſter von Boyen, nahm, der Kämpfe müde und insbeſondere durch eine gegen ſeine Meinung in ſeinem Departement erlaſſene Verfügung von Bedeutung gereizt, ſeinen Abſchied, erhielt ihn Mitte December, und dem Staatskanzler wurde es dadurch leichter, ſich ſeiner beiden anderen Gegner zu entledigen. Am letzten Tage des Jahres 1819 erhielten W. v. Humboldt und Beyme ihre Entlaſſung.

Am 4. Januar des folgenden Jahres las man in der preußiſchen Staatszeitung: „Auch haben des Königs Majeſtät die Staatsminiſter von Beyme und Freiherr von Humboldt von den Geſchäften des Staatsraths und des Staatsminiſteriums ſowohl, als den ihnen anvertrauten Departements vorerſt, und bis ihre Thätigkeit wieder in Anſpruch genommen werden kann, zu dispenſiren geruht.“ Am 8. Januar konnte man in demſelben Blatte die weitere Mittheilung leſen, daß die Geſchäfte der von Sr. Majeſtät zur Bearbeitung der künftigen ſtändiſchen Verfaſſung ernannten Commiſſion, ungeachtet der Staatsminiſter von Humboldt aus derſelben geſchieden ſei, ihren Fortgang hätten. Der Theil des Miniſteriums des Innern, welchen Humboldt zu verwalten hatte, ging an den Miniſter von Schuckmann über, die Verwaltung des Fürſtenthums Neufchatel, welche Humboldt gleichfalls überwieſen war, ging an Hardenberg zurück. Daß ruſſiſche und öſterreichiſche Einwirkungen des Staatskanzlers Verbündete geweſen ſeien, wurde nirgends bezweifelt, eben ſo wenig wurde Humboldts Austritt aus dem Miniſterium irgend wo *nicht* ſchmerzlich bedauert und empfunden, die Kreiſe ſeiner ſpeciellen Gegner allein ausgenommen.

W. v. Humboldt wies die ihm angebotene Penſion eines Staatsminiſters von 6000 Thalern zurück, und ertrug ſeinen Fall überhaupt mit all der Ruhe, welche edle und große Gemüther in

keinen Verhältniſſen des Lebens verläßt. Wie edelmüthig er perſönlich über das Geſchehene urtheilte, dafür können wir aus den vielen dahin gehörenden Beiſpielen einen ſeiner Briefe an Varnhagen v. Enſe vom 7. Mai 1830 mittheilen. Letzterer hatte ihm geſchrieben, daß er ſich damit beſchäftige, das Leben Hardenbergs zu ſchreiben; in Humboldts Erwiederung finden wir unter Anderem folgende Worte: „Meine Empfindungen für Hardenberg ſind in allen Zeiten, auch wo wir von einander gänzlich abwichen, immer dieſelben geblieben, und es freut mich daher, daß er bei Ihnen gewiß zugleich die würdigende und ſchonende Behandlung erfahren wird, welche er verdient. Man kann mit Wahrheit von ihm ſagen, daß, wenn man die Begebenheiten von 1810 bis 1819 wie die Entwickelung eines Drama's betrachtet, ein Dichter keinen geeigneteren Charakter hätte finden können, dieſelbe für Preußen herbeizuführen, als den ſeinigen. Ich habe dies in der Mitte dieſer Begebenheiten oft gefühlt, und in Momenten, wo er gefährlich zu leiden ſchien, für den Ausgang gezittert. Dagegen iſt es gewiß auch wahr, daß man für ſich ſelbſt vielleicht eher auf den Antheil an dieſem Drama verzichtet hätte, um in entſchiedenerer Größe und Feſtigkeit über den Begebenheiten zu ſtehen.“ —

Humboldt kehrte in das Privatleben, in den Kreis der Seinigen, zu den Wiſſenſchaften zurück.

# Elfter Abſchnitt.

W. v. Humboldt im Privatleben bis zum Tode ſeiner Gattin.

---

Humboldts politiſche Laufbahn war beendet. — Bei einem Manne, der gleich Ausgezeichnetes auf dem Felde der Politik wie auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft leiſtete, bedingt eine Darſtellung ſeines Lebens das beſondere Eingehen in die politiſche Thätigkeit; durch Humboldts Ausſcheiden aus dem Miniſterium iſt indeß ein natürlicher Schlußſtein für dieſelbe geſetzt, und von jetzt ab werden wir den Privatmann Humboldt in ſeiner Rückkehr zur allerdings nie aufgegebenen Cultivirung der Wiſſenſchaften und Künſte zu ſchildern haben.

Einer von Humboldts Freunden, Friedrich von Müller, weiß mit wenigen Worten Humboldts noch übriges Leben darzuſtellen, wenn er ſeine Rückkehr in das Privatleben anführt und dann ſagt: „Aber er hört darum nicht auf, vielſeitig zu wirken und zu ſtreben: alle Kraft und Anſtrengung, die er ſo lange und ſo erfolgreich nach Außen gewendet hatte, concentrirt er nun auf Wiſſenſchaft und Kunſt, ſein Forſchungsgeiſt dringt in die tiefſten und zarteſten Eigenthümlichkeiten der Sitten und vorzüglich der Sprachen entfernteſter Welttheile ein, ſucht mit hellem Blick ihren Zuſammen-

hang in der Culturgeſchichte der Menſchheit auf; er ſchmückt den angeſtammten Landſitz Tegel durch einen Verein großartiger Kunſtgebilde zu einem ſinnigen Tempel aus, den Freunden zum heiterſten Aſyl, ſich ſelber zu geiſtiger Verjüngung. Dort beſucht ihn unausgeſetzt die Muſe und bringt immer friſche Kränze ſeinen alternden Tagen. Zufrieden und gefaßt, voll Zuverſicht auf ewige Fortdauer, ſcheidet er ſanft aus dem Kreiſe ſeiner Lieben, unvergeßlich Allen, die ihn kannten."

Und ein anderer ſeiner Biographen ſchildert bei Gelegenheit der Darſtellung von anregenden und geiſtvollen geſellſchaftlichen Zuſammenkünften im Humboldt'ſchen Hauſe ihn ſelbſt in folgenden Worten: „Und nun Humboldt ſelbſt! Der Denker, der Gelehrte, der Staatsmann — der die meiſten Länder Europa's aus eigener Anſchauung kannte und den Erdkreis in ſeinen Studien umfaßte, der heute einem Lenker des Staates die Schätze gediegener Weisheit ſpendete, morgen mit einem der erſten Gelehrten die neueſten Entdeckungen der Wiſſenſchaft, z. B. Champollion's Hieroglyphenforſchungen, durchſprach, der das eine Mal die Erinnerungen der Januar-Tage auffriſchte, ein anderes Mal Begegniſſe und Anekdoten aus der Zeit ſeiner politiſchen Laufbahn zum Beſten gab, dann wieder ein Bild der glücklichen Stunden entfaltete, die er einſt in Rom und Albano verlebt hatte. Dieſer Humboldt, dem jedes Mittel und jede Waffe zu Gebote ſtand, mit denen man Geiſter feſthält — imponirende Würde, Fülle der Beredtſamkeit, die größte Schärfe der Satyre und Ironie; dem, als wenn er das Leben nur von der ſcherzhaften Seite betrachtete, eine unendliche Heiterkeit, bald in neckender Laune, bald in fröhlicher Mittheilung entſtrömte; der, wie er mitten im Getriebe der Politik den ideellen Trieb nicht verleugnet hatte, der in ihm wohnte, jetzt, wo Mancher ihn in minutiöſen Sprachforſchungen untergegangen meinte, einen Flug

des Gedankens enthüllte, der mit dem Wissen nur zugenommen hatte, und dabei eine Tiefe der Empfindung offenbar werden ließ, deren Niemand diese, wie es schien, eiskalte Seele und einen so durchdringenden Verstand fähig gehalten hätte." — — —

Wir erwähnten bereits, daß Humboldt zu den Musen mehr als in seinem ganzen vergangenen Leben zurückkehrte, dazu kam, daß ihm das Leben in seiner Familie jetzt ebenfalls mehr als früher zu Gebote stand, und so sehen wir ihn denn das glücklichste Leben theils in Berlin, theils in Tegel führen, halb den Freuden seines Familienkreises gewidmet, zur andern Hälfte den ernsthaftesten Studien zugewendet. Daß er mit denselben sich auf das Lebhafteste bei den so vortrefflichen Anstalten des höheren Wissens und höheren Lehrens betheiligte, an denen Berlin so reich ist, verstand sich von selbst. So sehen wir ihn am 29. Juni des folgenden Jahres — 1820 — in der Akademie der Wissenschaften den ersten Vortrag halten „über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung." Im folgenden Jahre, am 12. April, hielt er einen zweiten über „die Aufgabe des Geschichtsschreibers"; in demselben Jahre gab er auch seine Schrift „Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Spaniens vermittelst der Baskischen Sprache" heraus. Am 17. Januar des nächstfolgenden Jahres las er in der Akademie die Abhandlung über „das Entstehen der grammatischen Formen und deren Einfluß auf die Ideenentwickelung"; in den folgenden Jahren folgten unter Anderm Vorträge über eine philosophische Dichtung der Indier, wie Humboldt denn überhaupt jährlich ein oder mehrere Male wissenschaftliche Vorträge in der Akademie hielt.

Dabei machte er Reisen, lebte der höhern Gesellschaft, und wurde durch Besuche bedeutender Persönlichkeiten erfreut. Das

größte Vergnügen gewährte ihm der Besuch seines Bruders Alexander, welcher den König von Preußen auf einer Reise nach Italien begleitet hatte und im Beginn des Jahres 1823 zu einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Berlin eintraf.

In den Jahren 1822—24 wurde Wilhelm von Humboldt insbesondere von dem Neubau des Schlosses Tegel in Anspruch genommen. Das Aeußere dieses Neubau's nicht minder wie das Innere wurden geschmückt mit der Begabung und Erfahrung des vortrefflichsten Geschmacks, welcher dem Besitzer eigenthümlich war; zahlreiche aus Rom und von anderen Reisen mitgebrachte Kunstschätze fanden hier die passendste Aufstellung und Verwendung. Er schreibt in seiner genialen Weise über das neue Schloß an Gentz: „Hier habe ich mir eine Wohnung mit Gypsen und Marmor eingerichtet, die Ihnen auch Freude machen würde. Sie haben noch das alte Haus gekannt. Jetzt wandelt man unter lauter schönen Gestalten umher, von denen besonders die in meinem Zimmer nicht an einem Ueberfluß von Toilette leiden."

Um die Mitte jener Zeit, in welcher Humboldt mit diesem Neubau beschäftigt war, traten Ereignisse ein, welche ihn aus der kaum angetretenen Zeit der Ruhe und der Muse beinahe wieder in die bewegte der politischen Betheiligung geführt hätten. Der Zufall wollte nämlich, daß innerhalb sehr kurzer Zeit drei bedeutende preußische Staatsmänner mit Tode abgingen. Der Staatskanzler Fürst Hardenberg starb zu Ende des Jahres 1822 in Genua, der Staatsminister von Voß, welcher ihn ersetzen sollte, starb am 30. Januar 1823, und ein dritter Mann endlich, welcher wohl geeignet schien, nun des Staatskanzlers Stellung zu übernehmen, der Feldmarschall Graf Kleist von Nollendorf, starb am 17. Januar.

Der König war in großer Verlegenheit, wen er nach dem so

schnell aufeinander erfolgten Tode dieser drei Männer mit der obersten Leitung der Staatsgeschäfte betrauen sollte. Der General von Witzleben brachte seiner Ueberzeugung das Opfer, mit Bestimmtheit auf W. v. Humboldt als einzigen der augenblicklichen Situation gewachsenen und passenden Staatsmann zu verweisen. Der König lehnte die mündliche Hinweisung ab, und concentrirte seine Meinung auf den Grafen Lottum — v. Witzleben unternahm es darauf, den König in einer schriftlichen detaillirten Eingabe für Humboldt zu bestimmen. Dieses Actenstück ist später veröffentlicht worden — wie es den Verfasser ehrt, zeigt es nicht minder, wie hoch Humboldt, der Staatsmann und Politiker, von seinen Zeitgenossen geschätzt und geachtet wurde. Wir wollen ein Bruchstück aus dieser Eingabe anführen; dieselbe enthält ein viel begründeteres, abgeschlosseneres Urtheil über Humboldt, als man mit Aufbieten aller Rede- und Schreibkünste herstellen könnte.

„Da des Königs Majestät", schreibt von Witzleben, „in seiner hohen Stellung so selten Meinungen unumwunden ausgesprochen hört, so halte ich mich in meinem Gewissen verpflichtet, die meinige so vorzulegen, als wenn ich sie jeden Augenblick vor dem ewigen Richter zu vertreten bereit sein müßte. Ich habe bei Gott dem Allmächtigen keinen anderen Beweggrund als des Königs Wohl, für das ich jeden Augenblick Blut und Leben zu lassen bereit bin. Und so spreche ich denn ohne Rückhalt aus, daß im ganzen Staate kein bekannter Mann existirt, der allen Anforderungen zu der wichtigen Stelle eines Präsidenten in dem Maße genügte, wie der Minister von Humboldt. Ich werde ihn, so weit ich ihn kenne, zu schildern suchen, keine Fehler verschweigen, aber auch die guten Eigenschaften gehörig würdigen.

Der Minister von Humboldt ist ein Mann von umfassendem Wissen, einem seltenen Scharfblick, gewiegter Geschichtskenntniß; er

befindet sich in den besten Jahren, genießt einer zwar nicht starken, aber zähen Gesundheit und ist an anhaltendes Arbeiten gewöhnt. Ihm fehlt nicht eine Art Gemüthlichkeit, die wohlthuend anzieht und eine nähere Verbindung erleichtert. Er hat große Ansichten von der Staatsverwaltung, beurtheilt die preußische ungemein richtig, und ist überhaupt eingeweiht in die höhere Politik und Regierungskunst. Er kennt die Zeit mit allen Schroffheiten und Klippen und ist dem monarchischen Princip aufrichtig und treu ergeben. Man spricht nicht vortheilhaft von seiner Sittlichkeit, doch wage ich darüber nicht zu urtheilen, weil mir all' und jeder Beweis ermangelt. Sein reiferes Alter dürfte indeß wohl das Gerücht, wenigstens jetzt, Lügen strafen. Da man von Todten nur Gutes reden soll, so schweige ich über die Anschuldigungen ähnlicher Art gegen einen verewigten Staatsmann (Hardenberg). Man sagt ferner, daß er im Auslande kein Vertrauen genieße. Dieses wird des Königs Majestät am besten beurtheilen können, indeß bemerke ich, daß bei aller Rücksicht auf die äußeren Verhältnisse doch die inneren die Hauptsache sind, zumal er mit den fremden Höfen in keine unmittelbare Berührung tritt, und der König Mißgriffe nicht zulassen wird, welche das glückliche Verhältniß stören könnten. Daß aber die inneren Verhältnisse durchaus eine kräftige Führung entschieden erheischen, hat der König selbst erkannt und ausgesprochen, und daß dies jetzt um so nöthiger ist, liegt an den sich gestaltenden äußeren Conjunkturen, aus welchen Verwicklungen und Krisen dieß uns nur hervorziehen kann.

Zweitens dürfte es wohl keineswegs unmöglich sein, daß der Minister von Humboldt sich das Vertrauen nach Außen erwürbe, wie dies auch mit dem Fürsten Metternich zum Kaiser von Rußland geschehen ist, der früher eben so gegen ihn war, als er ihm jetzt sein Zutrauen geschenkt hat. Bei der Reinheit der Gesinnung

des Kaisers ist vielleicht das Gerücht, welches in früherer Zeit des Fürsten Metternich Sittlichkeit nicht ohne Flecken ließ, ein Hauptgrund der damaligen Abneigung des Kaisers gewesen. Wenn der König neulich bemerkte, daß ein Mann, der auf den bewegten Posten gestellt werden soll, die allgemeine Opinion für sich haben müßte, so ist dies vollständig bei dem Minister von Humboldt der Fall. Es mag Minister und Beamte geben, die gegen ihn sind, weil sie die Schärfe seines Verstandes fürchten, die in Alles eindringt und keine Täuschung duldet. Im Publikum ist nur eine Stimme für ihn. Wie der Kronprinz über ihn denkt, weiß der König zum Theil selbst, zum Theil geht es aus einer Unterredung hervor, die ich vor dem Tode des Feldmarschalls Grafen Kleist mit ihm hatte. Bei dem Bedenken, welches ich äußerte, daß der Feldmarschall mir weder die Eigenschaften zu besitzen schiene, welche für die Stelle eines Präsidenten nothwendig seien, noch insbesondere der Erwartung, dem Ministerium zu imponiren, entsprechen würde, kam der Prinz nach einer kurzen Schilderung der Minister und insbesondere des Grafen Lottum in seiner eigenthümlichen Weise von selbst auf den Minister von Humboldt und sagte: „daß, wenn er unter eigener Verantwortlichkeit zu handeln hätte, er ohne Scheu den Minister von Humboldt wählen würde, ihn dem Könige vorschlagen könne er aber nicht."

Ich äußerte, daß hierin ein Widerspruch läge, da er auf der einen Seite seine vollkommene Brauchbarkeit anerkenne, auf der anderen wieder ein Bedenken dagegen zu haben scheine.

Darauf erwiderte er mir wörtlich: „Wenn der König ihn nimmt, so soll es mich herzlich freuen, denn ich erinnere mich noch mit Vergnügen des Lebens und der Thätigkeit, die im Ministerium waren, als er darin saß."

So habe ich mein Herz ausgeschüttet, und es bliebe mir nur

noch übrig, einige Worte über den Mann zu ſprechen, der nach dem Miniſter von Humboldt der einzige im Miniſterium iſt, auf den ſonſt des Königs Wahl fallen könnte: den Grafen von Lottum. Dieſer ſonſt mit den herrlichſten Eigenſchaften ausgeſtattete Staatsmann hat leider nicht die Kraft des Charakters, die ein Hauptrequiſit der Stelle eines Präſidenten ſein muß. Zudem iſt ſeine Geſundheit ſchwach, und die Verlegenheit des Königs würde um ſo größer ſein, wenn auch er mit Tode abgehen ſollte. . . . . Wenn Ew. Majeſtät das Miniſterium auf die oben angegebene Weiſe reorganiſiren und den Miniſter Humboldt an die Spitze ſetzen, ſo werden Sie einen Zuſtand herbeiführen, der Höchſtihnen in dem Maße Genugthuung und Ruhe gewähren wird, als der jetzige ſorgenvoll und bedenklich iſt. Und ſo möge nun die Gnade des Himmels über Ew. Majeſtät wachen und Ihren Geiſt erleuchten, damit Sie das Rechte wählen, zum Heil Ihrer und Ihres von der Vorſehung Ihnen anvertrauten Volkes."

So rückſichtsvoll und anerkennend nun dieſes Aktenſtück eine Beleihung Humboldts mit der erwähnten hohen Stellung empfahl, hatte es doch keinen Erfolg — der König konnte ſich nicht entſchließen, einen Mann, gegen den das Ausland ſo viel einzuwenden haben mochte, die höchſte Leitung der Staatsgeſchäfte anzuvertrauen.—

Die folgenden Jahre aus Humboldts Leben ſind insbeſondere durch ſeine Betheiligung an zwei Schöpfungen bezeichnet, welche in Berlin an's Licht traten, und an deren erſterer Humboldt einen beſonders lebendigen Antheil nahm. Dieſe eine war der 1825 gegründete Verein der Kunſtfreunde. Zuerſt hatten ſich nur eine Anzahl Berliner Künſtler und Kunſtfreunde vereinigt, um mit jährlichen Beiträgen die in Rom ſtudirenden vaterländiſchen Künſtler zu unterſtützen; bald genug indeß erweiterte ſich dieſe Vereinigung ſowohl in Bezug auf die Zahl der Theilnehmer, wie den

lichen Zweck, ein Direktorium und ein Künſtlerausſchuß leiteten den Verein, und Wilhelm von Humboldt trat an die Spitze des erſteren. Mit großem Eifer beſorgte er die ihm obliegenden Angelegenheiten des Vereins, unter anderen hatte er ein oder mehrere Male im Jahre den Bericht über die Situation des Vereins den Mitgliedern abzuſtatten. Am 29. Januar 1826 gab er den erſten, am 23. März 1835 den letzten dieſer Berichte. —

Die andere Schöpfung, welche wir zu erwähnen haben, welcher Humboldt übrigens ferner blieb, war die Gründung der Berliner Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik. Obſchon dieſelben unter Hegels Auſpicien erſchienen, hatte man doch auch Männer von Bedeutung zur Betheiligung eingeladen, welche der Hegel'ſchen Philoſophie fern ſtanden, unter ihnen auch Humboldt. In einem Briefe Humboldts an Gentz vom 1. März 1828 ſchreibt Humboldt: „In das, was Sie von den Jahrbüchern ſagen, ſtimme ich vollkommen überein. Es ſind einige ſehr lesbare Sachen, wie die Varnhagen'ſchen, einige gründlich wiſſenſchaftliche, wie die Boppiſche, darin, allein dem Ganzen kann ich den Geſchmack nicht abgewinnen. Hegel iſt gewiß ein ſehr tiefer und ſeltener Kopf, allein daß eine Philoſophie dieſer Art wahrhaft Wurzel ſchlagen ſollte, kann ich mir nicht denken. Ich wenigſtens habe mich, ſo viel ich es bis jetzt verſucht, auf keine Weiſe damit befreunden können. Viel mag ihm die Dunkelheit des Vortrags ſchaden. Dieſe iſt nicht anregend und, wie die Kantiſche und Fichtiſche, koloſſal und erhaben, wie die Finſterniß des Grabes, ſondern entſteht aus ſichtbarer Unbehülflichkeit. Es iſt, als wäre die Sprache bei dem Verfaſſer nicht durchgedrungen. Denn wo er auch ganz gewöhnliche Dinge behandelt, iſt er nichts weniger als leicht und edel. Es mag an einem großen Mangel von Phantaſie liegen. Dennoch möchte ich über die Philoſophie nicht abſprechen. Das Publikum ſcheint ſich mir in Ab-

ſicht Hegels in zwei Claſſen zu theilen; in diejenigen, die ihm unbedingt anhängen, und in die, welche ihn, wie einen ſchroffen Eckſtein, weislich umgehen. Er gehört übrigens nicht zu den Philoſophen, die ihre Wirkung blos ihren Ideen überlaſſen wollen, er macht Schule und macht ſie mit Abſicht. Auch die Jahrbücher ſind daraus entſtanden. Ich bin ſogar darum mit Fleiß in die Geſellſchaft getreten, um anzudeuten, daß man ſie nicht ſo nehmen ſolle. Ich gehe übrigens mit Hegel um, und ſtehe äußerlich ſehr gut mit ihm. Innerlich habe ich für ſeine Fähigkeit und ſein Talent große Achtung, ohne die oben gerügten Mängel zu verkennen."

Wir wollen nicht entſcheiden, inwieweit Humboldt ſich in ſeiner äußeren Beurtheilung der Hegel'ſchen Philoſophie geirrt hat, wir führen als hierher gehörend nur noch an, daß er der an ihn ergangenen Einladung Folge leiſtete und einige Arbeiten für die Berliner Jahrbücher ſchrieb. —

Im Jahre 1827 ſollte W. v. Humboldt endlich auch einen der regſten Wünſche ſeines Herzens in Erfüllung gehen ſehen: das enge und innige Zuſammenſein mit ſeinem Bruder Alexander, wonach er ſeit langer Zeit verlangt, ſollte endlich möglich werden. Alexander v. Humboldt hatte ſich entſchloſſen, ſeinen bisherigen Wohnort Paris mit Berlin zu vertauſchen, und die beiden edlen, vortrefflichen Brüder ſollten nun endlich Gelegenheit zu ungeſtörtem und längerem perſönlichen Verkehr mit einander finden. Dieſe beiden großen Männer durften wohl mit gerechtfertigter ſtolzer Zuverſicht auf ſich und ihre gegenſeitigen Leiſtungen blicken, und wir finden in Wilhelm v. Humboldts Briefen aus jener Zeit mehr als ein Zeichen der Liebe und Verehrung, welche er für die geiſtige Größe des jüngeren Bruders tief im Herzen trug. Alexander v. Humboldt hielt damals in Berlin jene berühmten Vorleſungen,

welche die Augen der ganzen gebildeten Welt auf sich zogen, und die Theilnahme Wilhelms war dabei die lebendigste. —

Ehe wir von dem großen Verlust erzählen, welchen Humboldt durch den Tod seiner Gattin erlitt, haben wir anzuführen, daß der Tod auch manche von seinen Freunden ereilte, welche ihm im Leben theuer waren, und denen er ein ehrendes Gedächtniß bewahrte. So starben in einem und demselben Monat eines und desselben Jahres zwei Männer, welchen Humboldt in innigster Freundschaft verbunden gewesen war: F. A. Wolf, welcher am 8. August, und der Graf Schlabrendorf, welcher am 24. August 1824 starb. —

Unter den Reisen, welche Humboldt in jenen Jahren machte, führen wir als die letzte größere nur die an, welche in das Jahr 1828 fiel. Humboldts jüngste Tochter, Gabriele, war mit einem Herrn von Bülow verheirathet, welcher später Minister des Auswärtigen war, jetzt aber den Gesandtschaftsposten in London bekleidete. Wilhelm v. Humboldt begleitete nun die Frau v. Bülow über Paris nach London, an welcher Reise auch Frau von Humboldt und die älteste unverheirathete Tochter Caroline Theil nahmen. Auf dem Rückwege von London gingen sie wiederum nach Paris, und von da nach Gastein, wo die leidende Frau v. Humboldt die Bäder gebrauchte. Im Herbst kehrte die Familie nach Tegel zurück, doch brach jetzt die Krankheit der Frau v. Humboldt mit erneuter Heftigkeit aus, während man ihre vollständige Genesung erwartet hatte. Die Krankheit nahm einen sehr schlimmen Verlauf und wurde fast ein monatelanges Sterben. Der Tod erlöste sie endlich am 26. März des folgenden Jahres, 1829, von ihren Leiden.

Wie umfangreich der Verlust seiner Gattin für Wilhelm von Humboldt sein mußte, läßt sich nur andeuten, nicht beschreiben. Sie war ihm nicht allein die treue, geliebteste Gattin und die edelste

Mutter ihrer Kinder, ſie war ihm auch die Begleiterin wie auf dem Lebenswege, ſo auf ſeinen Wanderungen durch die Gebiete der Wiſſenſchaft geweſen. Mit ihr hatte er die inneren wie äußeren Genüſſe des Lebens getheilt, die ihm dadurch doppelt werthvoll geworden waren; und jetzt, als er frei von den Feſſeln des Amtes und äußerlicher Thätigkeit ſich mit Ruhe zu den immer geliebten Studien zurückwenden, und mit Befriedigung auf das hinter ihm liegende Leben zurückblicken konnte, da nahm ihm der Tod die treue, die ſo verehrte Theilnehmerin der Ereigniſſe, wie der Erinnerungen ſeines Lebens.

Wilhelm von Humboldt trauerte tief um ſeine hingeſchiedene Gattin, und bis zu den letzten Tagen ſeines eigenen Lebens war die Ruheſtätte derſelben im Park zu Tegel der Ort, wohin er am liebſten ſeine Schritte wendete.

## Zwölfter Abschnitt.

Wilhelm von Humboldts letzte Lebensjahre.

---

Vielleicht war es eine jener eben so zarten wie edelsinnigen Verfügungen, wie wir sie im Leben des Königs Friedrich Wilhelm des Dritten mehr als einmal finden, welche im Mai des Jahres 1829, also sehr kurze Zeit nach dem Tode seiner Gattin, Wilhelm von Humboldt an die Spitze der Commission stellte, der die Einrichtung des neuen Museums übertragen war. Diese Commission, welcher Humboldt präsidiren sollte, bestand aus in der künstlerischen Welt sehr bekannten und hochgeachteten Männern, nämlich dem Erbauer des Museums, Schinkel, dem Maler Wach, den Bildhauern Rauch und Tieck, dem Dr. Waagen und dem Hofrath Hirt, inmitten der Geschäfte trat noch die Betheiligung des Freiherrn von Rumohr dazu. Es konnte für Humboldt nicht leicht eine anziehendere und ihn mit Rücksicht auf den großen Kummer, welcher auf ihm lastete, angenehmer zerstreuende Wirksamkeit geben, als die ihm übertragene. Mit größtem Eifer unterzog er sich der gestellten Aufgabe, und wir finden als eine einsichtsvolle, doch wohl verdiente Anerkennung seiner Leistungen in der Vorhalle des Museums

nicht nur die Marmorbüste des Erbauers, sondern auch die Wilhelms von Humboldt aufgestellt, vom Bildhauer Tieck gearbeitet. —

Im Sommer des Jahres 1829 wie auch des folgenden, ging Humboldt zur Kräftigung seiner Gesundheit nach Gastein, die übrige Zeit verbrachte er zumeist in Tegel. Er ging jetzt oft und gern mit seinen Gedanken auf besonders wichtige Epochen seines Lebens zurück, und zumeist war es sein Aufenthalt in Jena, sein Verhältniß zu Schiller und Göthe, dessen er viel gedachte. Ein Resultat dieser lebendigen Rückerinnerung war denn unter Anderm die Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller. Im Mai des Jahres 1830 schrieb er die Vorerinnerung dazu, gewiß das beste Denkmal, welches er seinem großen gestorbenen Freunde setzen konnte, und noch in demselben Jahre erschien der Briefwechsel im Druck.

Etwas aus gleichem Hintergrunde Hervortretendes war seine Arbeit über den Schlußband von Göthe's italienischer Reise, welche mit der Ueberschrift „Ueber Goethe's zweiten römischen Aufenthalt vom Juni 1787 bis April 1788" in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik erschien. Ueber diese so außerordentlich werthvolle Arbeit, welche auch in Humboldts gesammelten Schriften abgedruckt ist, hat man nur ein einstimmiges Urtheil voll der entschiedensten Anerkennung vernommen — wie bescheiden der Verfasser selbst darüber dachte, wollen wir hier erzählen. Varnhagen von Ense hatte Humboldt auf den eben erschienenen letzten Band von Goethe's italienischer Reise aufmerksam gemacht und ihn zu einer Kritik desselben in den Berliner Jahrbüchern zu veranlassen gesucht. Humboldt antwortete auf diese Aufforderung: „Es ist allerdings ein anziehender Gedanke, über Göthe's Aufenthalt in Rom zu schreiben, da der Mann und der Ort so viele Betrachtungen herbeiführen, die man leicht mit einander verbinden kann.

Ich habe aber eigentlich zwei sehr widersprechende Eigenschaften in mir, immer pünktlich Wort zu halten, und meine Freiheit doch sehr ungern gebunden zu fühlen. Darum ist es mir in der That, so sehr ich es bedauere, unmöglich, Ew. Hochwohlgeboren Güte ganz zu entsprechen, und die Recension wirklich zu übernehmen. Ich will in den nächsten zwei bis dritthalb Monaten die Sache im Auge behalten. Sollte ich Ihnen dann aber nichts zuschicken, so bitte ich Sie, mir das ausdrückliche Geständniß zu ersparen, daß ich nichts, was ich des Gegenstands würdig hielte, zu Stande gebracht habe." Indeß sollte es ihm daran nicht fehlen, und am 20. August (1830) konnte er das fertige Manuscript an Varnhagen absenden mit den liebenswürdig bescheidenen Worten: „Es thut mir überaus leid, den von mir selbst gesetzten Zeitpunkt um mehrere Wochen überschritten zu haben, und Ew. Hochwohlgeboren erst heute die Arbeit zu schicken, zu welcher Sie mich mit so vieler Güte aufgefordert haben. Ich bin Ihnen für diese Aufforderung recht aufrichtig verbunden, da mir die Arbeit sehr viel Vergnügen gemacht hat. Es bleibt mir jetzt blos zu wünschen übrig, daß sie auch Ihren Erwartungen entsprechen möge. Sollte ich zu spät kommen und die Göthe'sche Schrift anderweitig vertheilt sein, so erbitte ich mir den Aufsatz zurück. Wünschen Ew. Hochwohlgeboren Abänderungen in einzelnen Stellen, so haben Sie nur die Güte, mir dieselben anzuzeigen. Ich werde mich dann sehr gern darüber mit Ihnen besprechen." Bereits im September wurde die Arbeit gedruckt, sie fand entschiedensten Beifall, auch in Göthe's Briefwechsel aus jener Zeit finden wir mehrfach seine anerkennendsten Worte.

Das Jahr 1830 sollte für Humboldt noch in anderer Beziehung Bedeutung gewinnen, er erlebte „eine Art Restauration", wie sich Alexander von Humboldt selbst ausdrückte; er erhielt den

ſchwarzen Adlerorden, den höchſten Orden des preußiſchen Staats, und wurde auch in den Staatsrath zurückgerufen. Die königliche Cabinetsordre, vom 15. September datirt, iſt für Wilhelm von Humboldt zu ehrend und anerkennend, als daß wir ſie hier nicht mittheilen ſollten, ſie lautet: „Ich habe den Bericht vom 21. v. M., den Sie mir über die Ausführung des Ihnen ertheilten Auftrags zur Einrichtung des Muſeums erſtattet haben, mit beſonderem Intereſſe geleſen, und gebe Ihnen meine vollkommene Zufriedenheit über die unter Ihrer Leitung getroffenen Einrichtungen zu erkennen. Ihre Vorſchläge habe ich überall ſehr zweckmäßig gefunden, und den Miniſter der geiſtlichen und Unterrichts-Angelegenheiten veranlaßt, auf die Realiſation derſelben ſeine Aufmerkſamkeit zu richten und über die Modalitäten der Ausführung bald an mich zu berichten. Zum Beweiſe meines fortdauernden Wohlwollens und in Anerkenntniß Ihrer früheren um den Staat erworbenen Verdienſte, habe ich Ihnen Meinen ſchwarzen Adler-Orden verliehen, deſſen Inſignien Sie hierbei erhalten. Ich wünſche zugleich, daß Ihre Geſundheit es Ihnen geſtatten möge, wiederum eine Wirkſamkeit bei den Berathungen des Staatsraths zu übernehmen. In dieſer Vorausſetzung habe Ich den Staatsrath von Ihrer erneuerten Theilnahme an den Sitzungen und Arbeiten deſſelben in Kenntniß geſetzt.“

Wie groß auch die Freude war, welche dieſe Anerkennung bei einem großen Theil des Publikums erregte, ſo war das Factum ſelbſt doch ohne ſonderliche Folgen. Während in Frankreich, Belgien, Polen, auch wohl im ſüdlichen Deutſchland die Kunſt des Regierens um jene Zeit etwas ſchwieriger, ja zuweilen ſogar auf Momente überhaupt ſehr in Frage geſtellt war, ging in Preußen die Verwaltung den geordnetſten Gang, der Staatsrath hatte ſehr wenig nur zu thun, und folglich Wilhelm von Humboldt in ſeiner Eigenſchaft als Mitglied dieſes Staatsrathes ebenſowenig.

Er lebte ſich denn auch immer mehr und mehr in ein ausſchließlich wiſſenſchaftlichen Arbeiten gewidmetes Leben zu Tegel hinein, und brachte die Stunden der Erholung faſt nur im Kreiſe ſeiner ihn mit liebevoller Sorgfalt umgebenden Familie zu. Seine älteſte, unverheirathet gebliebene Tochter Karoline und die zweite, Adelheid, welche an den General von Hedemann verheirathet war, lebten bei ihm in Tegel, und pflegten ihn, den die Schwächen des Alters bereits lebhaft drückten, mit zärtlicher Bemühung. In den Jahren 1831—33 beſuchte er das Seebad Norderney, und kehrte immer geſtärkt von dort zurück. Für ſeinen Geiſt fand er zumeiſt Beruhigung wie Erfriſchung in dem Umgang mit ſeinem Bruder Alexander, welcher nach der Rückkehr von ſeiner aſiatiſchen Reiſe faſt ununterbrochen mit ihm verkehren konnte. Auch die Correſpondenz mit Göthe war ihm ſehr angenehm und theuer, und wir haben die letzten Zeichen dieſer Correſpondenz vor uns, welche beweiſen, wie innig das Verhältniß dieſer beiden großen Männer unter einander war. Wir wollen einen Brief Wilhelms von Humboldt an Göthe, den vorletzten, welchen er an ihn geſchrieben, hier mittheilen.

Wilhelm von Humboldt an Göthe.

Tegel, am 6. Januar 1832.

Es hat mich unendlich gefreut, aus Ihrem Briefe zu ſehen, daß Sie geſund, heiter mit Ideen beſchäftigt und rüſtig zu jeder ſchönſten und glänzendſten Hervorbringung ſind. Auch bin ich wohl und mehr als je zur Arbeit aufgelegt. Viel davon ſchreibe ich allerdings der Nordſee (denn für die baltiſche Schweſter habe ich nur geringen Reſpekt) zu. Indeß iſt es mir auch, als wäre ich mehr als je bisher der Fall war, auf den Punkt gekommen, auf dem ſich alle meine früheren Arbeiten und Studien in Eins

zuſammenziehen. Ich ſehe dies als eine Mahnung an, der Dauer der Folgezeit nicht zu viel zu vertrauen, ſondern die Gegenwart zu benutzen, um das, was ich wohl fühle, was aber noch unentwickelt und zum Theil unerwieſen in mir liegt, dargeſtellt und ausgeführt, zugleich mit mir davon zu tragen und hinter mir zurückzulaſſen. Denn beides verbindet ſich immer in meiner Vorſtellung. Man beſitzt in Ideen nur ganz, was man, außer ſich dargeſtellt, in Andere übergehen laſſen kann, und wie dunkel auch alles Jenſeitige iſt, ſo kann ich es nicht für gleichgiltig halten, ob man vor dem Dahingehen zur wahren Klarheit des im langen Leben in Ideen Erſtrebten gelangt oder nicht. So weit kann ſich die Individualität nicht verlieren, und da es in der Welt einmal zwei Richtungen giebt, die, wie Aufzug und Einſchlag, das geſchichtliche Gewebe bilden, das immer abbrechende Leben der Individuen und ihre Entwicklung und die Kette des durch ihre Hülfe vom Schickſal zuſammenhängend Bewirkten, ſo kann ich mir einmal nicht helfen, das Individuelle für die Hauptſache anzuſehen, von welcher der Weltgang eine gewiſſermaßen nothwendige Folge iſt.

Die Klarheit vor mir ſelbſt bleibt mir daher, wenn ich nicht glaube, viel zu verſäumen zu haben, das dringendſte Motiv zur unausgeſetzten Arbeit, und ich fühle mich glücklich, daß dieſe ſich jetzt in mir in feſtern Richtungen bewegt. —

Ein letzter Brief Humboldts an Göthe, welcher am Tage von Göthe's Beſtattung, am 26. März, in Weimar eintraf, iſt uns ſeinem Inhalte nach nicht bekannt geworden.

Humboldt war durch den Tod dieſes großen Freundes tief erſchüttert, und ergriff nicht lange nachher, am erſten Mai, bei Erſtattung des Jahresberichtes in dem Kunſtverein, Gelegenheit, dem Geſtorbenen ein Wort der Erinnerung nachzurufen. Aus dieſer Rede, der letzten, welche ein öffentliches Auftreten Humboldts

zeichnete, wollen wir Einiges hier anführen. Er knüpfte dabei an einen noch in demſelben Jahre von Göthe bei dem Kunſtverein eingelaufenen Brief an, in dem mehrere Mittheilungen an denſelben in Ausſicht geſtellt waren, und fuhr dann fort: „Es iſt unendlich beklagenswerth, daß wir auf die Belehrung Verzicht leiſten müſſen, die uns der Verewigte in dieſen Zeilen zuſagt. Dies Verſprechen aber ſelbſt beweiſt, wie ſehr er bis zu den letzten Tagen ſeines Lebens damit beſchäftigt war, jedem Kunſtbeſtreben die fördernde Richtung zu geben. Dies Bemühen, auf die Geiſtesthätigkeit ſeiner Zeitgenoſſen einzuwirken, war ihm beſonders eigenthümlich, ja man kann mit gleicher Wahrheit hinzuſetzen, daß er ohne alle Abſicht, gleichſam unbewußt, blos durch ſein Daſein und ſein Wirken in ſich den mächtigen Einfluß darauf ausübte, der ihn vorzugsweiſe auszeichnet. Es iſt dies noch geſchieden von ſeinem geiſtigen Schaffen als Denker und Dichter, es liegt in ſeiner großen und einzigen Perſönlichkeit. Dies fühlen wir an dem Schmerze ſelbſt, den wir um ihn empfinden. Wir betrauern in ihm nicht blos den Schöpfer ſo vieler Meiſterwerke jeder Gattung, nicht blos den innern theilnehmenden Beförderer jedes auf Geiſtesbildung gerichteten Beſtrebens. Es iſt uns neben und außer dieſem allem, als wäre uns bloß dadurch, daß er nicht mehr unter uns weilt, etwas in unſern innerſten Gedanken und Empfindungen und gerade in ihrer erhebendſten Verknüpfung genommen. Indem wir aber dies ſchmerzlich empfinden, belebt uns zugleich wieder die Ueberzeugung, daß er in ſeine Zeit und Nation Keime gelegt hat, die ſich den künftigen Geſchlechtern mittheilen und ſich lange noch fortentwickeln werden, wenn auch ſchon die Sprache ſeiner Schriften zu veralten beginnen ſollte.

Es giebt in jeder, zu einem höhern Grade der Bildung gelangten Nation ein Gemeinſames der Ideen und Empfindungen,

das ſie, wie ein geiſtiges Element, in welchem ſie ſich bewegt, umgiebt. Es beruht dies nicht auf einzelnen feſten und beſtimmten Anſichten, es liegt vielmehr in der Richtung aller, in der Form, von der in jeder Art der Seelenthätigkeit Maß und Weile, Ruhe und Lebendigkeit, Gleichgewicht und Uebereinſtimmung abhängt, und es wirkt auf dieſe Weiſe zuletzt, durch die dadurch bedingte Anknüpfung des Sinnlichen an das Unſinnliche, auf die ganze Anſchauung der äußern und innern Welt. Auf dieſen Punkt hin war Göthe's Individualität zu wirken vorzugsweiſe beſtimmt. In dies geheimnißvolle Innere, wo Ein geiſtiges Streben eine ganze Nation beſeelt, drang er durch die Macht ſeiner Dichtung und die Sprache, welche allein in ihm die Möglichkeit des Ausdrucks ſeiner Eigenthümlichkeit verſtattet, die er aber wieder ſo kräftig und ſeelenvoll geſtaltete. So drückte er, in einer Periode der Literatur anfangend, wo derſelbe wenig klar und entſchieden daſtand, dem deutſchen wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Geiſte, durch die lange Dauer ſeines Lebens fortwirkend, ein neues, ewig an ihn erinnerndes Gepräge auf. Die immer heitere Beſonnenheit, die lichtvolle Klarheit, die lebendig anſchauliche und immer von Kunſtform oder einer noch tiefer geſchöpften Geſtaltung beherrſchte Naturauffaſſung, die große Freiwilligkeit des Genies, alle dieſe Göthe ſo vorzugsweiſe auszeichnenden Eigenſchaften führten ihm die Gemüther, wie von ſelbſt, bildſam zu. Es hat in Niemandem je eine gerechtere, mehr durch die innerſte Eigenthümlichkeit begründete Scheu vor allem Verworrenen, Abſtruſen, myſtiſch Verhüllten gegeben, als in ihm. Dies zuſammen genommen machte ſeinen Einfluß ſo allgemein, ſo leicht und ſo tief. Was ſich ſo heiter und lichtvoll darſtellte, was der Quelle, aus der es entſprang, ſo ohne Mühe und Anſtrengung entfloß, wurde eben ſo aufgenommen und feſtgehalten, und wurzelte zu weiterer Entwicklung.

Da Göthe die Natur immer zugleich in der Einheit ihres Organismus und in der vollen Entfaltung ihrer gestaltenreichen Mannigfaltigkeit auffaßte, so konnte die Gedanken- und Sinnenwelt nie einen schroffen Gegensatz in ihm bilden. Die Wirklichkeit gab in ihm ihre Gestalt nur auf, um eine neue aus der Hand der schaffenden Phantasie zu empfangen. Dadurch, um diese Betrachtungen auf eine Weise zu schließen, die uns zu unserm Gegenstande zurückführt, wurde er vorzüglich der Kunst so wohlthätig. Er war mit ihr durch alle Anlagen seines Geistes verwandt, und hatte sich von allen Seiten mit ihr durch Anschauung, Sammeln und Ueben befreundet, jener oben erwähnte allgemeine Kunstsinn war in ihm tiefer als in irgend sonst Jemand begründet. Er leistete unendlich viel unmittelbar für die Kunst durch Belehrung, Ermunterung und Förderung jeder Art, aber alles dies wurde durch das überwogen, was sie ihm mittelbar verdankte. Er bereitete durch das stille Wirken seines ihr geweihten und von ihr durchdrungenen Wesens ein langes Leben hindurch ihr den Boden in den Gemüthern seiner Zeitgenossen zu, weckte den schlummernden Funken der Liebe zu ihr, richtete aber die Neigung und die Forderung nur auf das Streben, was, gleich entfernt vom Zwange einengender Regeln und von phantastischer Willkürlichkeit, dem freien, aber durch innere Gesetze geleiteten Gange der Natur folgt.“ —

Mit solchen Worten ehrte Humboldt den vor ihm dahingeschiedenen Freund. Noch mehrere seiner vortrefflichsten und bedeutendsten Freunde sah er in jener Zeit aus dem Leben gerufen werden, wie Niebuhr, Stein, Gentz und Andere mehr. — —

Die letzten Jahre seines Lebens widmete Humboldt, soweit es ihm irgend gestattet war, der Vollendung seines großen Sprachwerks, des bedeutendsten Erbtheils, was er uns hinterlassen hat. Es erschien dies Werk in drei Bänden während der Jahre 1836,

1838 und 1839 unter dem Titel: „Ueber die Kawi-Sprache auf der Inſel Java, nebſt einer Einleitung über die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geiſtige Entwickelung des Menſchengeſchlechts.“ Die gelehrte Welt ſchätzt dieſes Werk als eines der großartigſten Erzeugniſſe des menſchlichen Geiſtes nach dieſer Richtung hin — wir würden den Raum unſeres Buches zu ſehr überſchreiten, wollten wir ſpeciell auf dieſes Werk eingehen, zumal ein Kreis derer, welche ein großes Intereſſe daran zu nehmen haben, doch immer ein beſchränkter bleiben muß. Wir begnügen uns alſo mit der allgemeinen Hinweiſung auf daſſelbe, und führen Humboldts Biographie weiter fort.

Die Schwäche des Alters ſtellte ſich auch bei ihm ein, obſchon ſein Geiſt davon beinahe unberührt blieb, wollten doch Auge und Hand nicht mehr mit gleicher Feſtigkeit ihre Dienſte leiſten. Am 5. Februar ſeines Todesjahres — 1835 — ſchrieb er noch: „Ich bin kein Leidender, ſondern führe vielmehr mit meinen Kindern und einſam zwiſchen Arbeiten und Träumen, in Erinnerungen der Vergangenheit und heiterm Denken an die Zukunft, ein ſtillglückliches Leben.“ Der Kreis ſeiner Kinder war durch ſeine jüngſte Tochter, welche an den Herrn von Bülow verheirathet war, zu ſeiner Freude wieder vermehrt worden. Einige Wochen nach dem Datum obigen Briefes, am 23. Februar, dem Geburtstag ſeiner verſtorbenen Gattin, hatte er ſich bei einem Beſuch, den er ihrer Ruheſtätte machte, eine heftige Erkältung zugezogen; von da ab hörte der krankhafte Zuſtand nicht mehr auf, und am 27. März trat eine Art Ohnmacht ein, welche ſich in den folgenden Tagen mehrere Male wiederholte. Die geſchickteſten Aerzte Berlins, Dieffenbach und Ruſt, behandelten ihn, ohne ihn jedoch retten zu können. Am 1. April nahm er von ſeinen Kindern, ſeinem Bruder Alexander und ſeinen Schwiegerſöhnen Abſchied. Mit der edelſten

Ruhe und Klarheit ſprach er zu ihnen: „Weinet nicht, gedenket meiner immer in Heiterkeit, und nur ſo. Ich habe viel Glückliches und Freudiges erlebt.“

Die folgenden Tage wurde das Fieber heftiger, er verfiel in Phantaſien, in denen er griechiſche und deutſche Verſe vor ſich hin ſprach, und die ihn Umgebenden nicht immer erkannte. Am 8. April ſchien eine Beſſerung eintreten zu wollen, er ließ ſich, wie ſchon früher, das Bild ſeiner Gattin reichen und unterhielt ſich mit ſeinen Töchtern, doch war dieſe Beſſerung nur eine ſcheinbare. Er gab das Bild wieder weg mit den Worten: „Nun adieu — hängt ſie wieder weg!“ verfiel in einen tiefen Schlaf, aus dem er nicht wieder erwachte, und gegen 6 Uhr Abends, mit der untergehenden Sonne, ſchied ſeine Seele aus dem Leben. —

Der Schmerz um dieſen Verluſt war allgemein. Der edle Bruder des Todten, Alexander von Humboldt, hatte Tag für Tag das Lager des geliebten Kranken beſucht, wir haben ein Paar Briefe, von ihm kurz vor und gleich nach dem Tode Wilhelms von Humboldt geſchrieben, welche Zeugniß von dem tiefen Schmerze des großen Mannes gaben, den einen an Varnhagen, den andern an Arago — wir theilen ſie beide mit.

An Varnhagen:

Berlin, Sonntag 6 Uhr früh, den 5. April 1835.

Sie, mein theurer Varnhagen, der Sie den Schmerz nicht fürchten, und ihm ſinnig in die Tiefe der Gefühle nachſpüren, Sie müſſen in dieſer trauervollen Zeit einige Worte der Liebe, die Ihnen beide Brüder zollen, empfangen. Die Erlöſung iſt noch nicht erfolgt. Ich verließ ihn geſtern Abend 11 Uhr, und eile wieder hin. Der geſtrige Tag war weniger erſchütternd. Ein halb ſoporöſer Zuſtand, viel, nicht ſehr unruhiger Schlaf, und bei jedem

Erwachen Worte der Liebe, des Troſtes, immer noch die Klarheit des großen Geiſtes, der alles faßt und ſondert, ſeinem Zuſtande nachſpürt. Die Stimme war ſehr ſchwach, rauh und kindlich fein, daher man ihm noch Blutigel auf den Kehlkopf ſezte. Völlige Beſinnung!! „Denkt recht oft an mich," ſagte er vorgeſtern, „doch ja mit Heiterkeit. Ich war ſehr glücklich; auch heute war ein ſchöner Tag für mich! denn die Liebe iſt das Höchſte. Bald werde ich bei der Mutter ſein, Einſicht haben in eine höhere Vollendung." . . . . . Mir bleibt keine Spur von Hoffnung. Ich glaubte nicht, daß meine alten Augen ſo viel Thränen hätten. Es dauert acht Tage. — —

Und an Arago am 10. April:

J'ai eu le malheur de perdre mon frère avant-hier soir. Je suis dans le plus profond abattement. Dans les plus grandes douleurs on pense à ceux qui nous sont le plus chers; je me sens un peu soulagé en vous écrivant. . . . . Nous l'avons vu mourant pendant dix jours. Sa faiblesse avait cruellement augmenté depuis plusieurs semaines: un tremblement continuel s'était manifesté dans les membres; mais la pensée avait conservé toute son énergie. Il travaillait sans cesse: il laisse deux ouvrages à peu près achevés: l'un sur les langues de l'archipel indien, dérivant du sanscrit; l'autre sur l'origine et la philosophie des langues en général. Ces ouvrages seront publiés. Mon frère a légué ses manuscrits, des travaux commencés, la précieuse collection de ses livres à la bibliothéque publique. Il est mort d'une inflammation de poitrine, épiant avec une douloureuse sagacité les progrès du mal. C'était une haute intelligence et une âme pleine d'élévation et de noblesse. Je reste bien isolé . . . . .

Wir glauben einer Anzahl unſerer Leſer eine Gefälligkeit zu erzeigen, wenn wir dieſes edelmüthige Denkmal brüderli

hier in folgenden Worten deutsch wiedergeben: „Ich habe das Unglück gehabt, vorgestern Abend meinen Bruder zu verlieren — ich bin in tiefster Trauer. Wenn wir den größten Schmerz empfinden, erinnern wir uns an diejenigen, welche uns die Theuersten sind, und ich fühle mich ein wenig erleichtert, indem ich an Sie schreibe ..... Wir haben ihn zehn Tage lang sterben sehen. Seine Schwäche hatte seit mehreren Wochen gefährlich zugenommen, ein fortwährendes Zittern hatte sich in den Gliedern gezeigt, aber der Geist hatte seine ganze Energie bewahrt. Er arbeitete ununterbrochen, und hinterläßt zwei beinahe vollendete Werke, das eine über die Sprachen des indischen Archipelagus, die vom Sanscrit abstammen, das andere über den Ursprung und die Philosophie der Sprachen im Allgemeinen. Diese Werke werden veröffentlicht werden. Mein Bruder hat seine Manuscripte, begonnenen Arbeiten und seine werthvolle Büchersammlung der öffentlichen Bibliothek vermacht. Er ist an einer Brustentzündung gestorben, wobei er mit schmerzlicher Beharrlichkeit die Fortschritte der Krankheit fortwährend beobachtete. Er hatte eine hohe Intelligenz und eine Seele voll erhabener Anschauungen und Adel. Ich bin recht allein u. s. w." — —

Wilhelm von Humboldt wurde am 12. April unter der Theilnahme einer großen den höchsten und niederen Ständen angehörenden Begleitung im Schloßgarten von Tegel neben seiner Gattin bestattet. —

## Dreizehnter Abschnitt.

Wilhelm von Humboldts Schriften. — Bruchstücke aus seinem Briefwechsel mit einer Freundin.

---

Wir wollen am Schluß unseres Buches der literarischen Thätigkeit Humboldts noch einmal in zusammenfassender Weise gedenken.

Der Lieblingswunsch Wilhelms v. Humboldt, daß sein Bruder Alexander die Herausgabe seines literarischen Nachlasses besorgen möge, ist in Erfüllung gegangen. Alexander v. Humboldt hat sich unter Beihülfe des Dr. Brandes dieser Herausgabe unterzogen, und so sind denn von „W. v. Humboldts gesammelten Werken" bereits 6 Bände in den Jahren 1841—48 erschienen, ohne daß die Sammlung indeß damit beendigt ist. Der fünfte Band enthält W. v. Humboldts Portrait.

Wir haben den Inhalt dieser Humboldt'schen Werke im Verlauf unserer Darstellung zumeist schon erwähnt; wir wollen hier noch die Anführung eines Theiles desselben nachtragen, welcher sich auf diese Bände vertheilt: es ist dies eine große Anzahl Sonette, die der Herausgeber aus dem großen Schatz solcher Dichtungen auswählte, welche sich im Nachlaß Wilhelms von Humboldt vor-

fanden. Die Zahl dieſer von ihm gedichteten Sonette ſoll ſich auf zwölfhundert belaufen — die bis jetzt mitgetheilten geben weſentliche Hülfsmittel an die Hand, den Verfaſſer richtig zu beurtheilen und ihn namentlich an ſeinem Gemüth zu erkennen. Wir haben nur wenige Verſe von Wilhelm v. Humboldt mittheilen können, denn er iſt kein Dichter in gebundener Rede, und auch dieſe Sonette, welche ſich bis jetzt in den geſammelten Werken finden, ſind nicht etwa ausgezeichnet durch Schönheit der Form — der werthvolle Inhalt iſt es, welcher den Leſer beſonders anzieht. Wir wollen aus der großen Zahl nur ein einziges, aus dem vierten Bande der geſammelten Werke, anführen, das folgende:

Nach nichts mehr von der Welt geht mein Verlangen,
Nur nach dem Ausgang meine Augen ſehen.
Mir ſüßer iſt's, wenn Weſte linder wehen,
Doch macht auch Sturmes Toben mich nicht bangen.

Wie ſonſt wohl ſehe die Natur ich prangen,
Um meiner Freuden höchſte iſt's geſchehen,
Doch mir im Geiſt Geſtalten auferſtehen,
Die lieblich ſich um meine Jugend ſchlangen.

Noch in dem letzten Augenblicke ſollen
Sie mich in heitrer Anmuth ſüß umgeben;
Daß beide Leben ſanft zuſammenſchweben,

Muß man der Erde treue Liebe zollen,
Und muthvoll Geiſt und Blick erheben,
Der Ewigkeit Erwartung aufzurollen. —

Daß das große Sprachwerk ebenfalls von Alexander v. Humboldt herausgegeben wurde, haben wir ſchon oben erwähnt. Außer dieſem großen Werk hat W. v. Humboldt noch eine Anzahl kleinerer in das Gebiet der Sprachwiſſenſchaften gehörender Werke geſchrieben, deren wir auch bereits zum Theil erwähnt haben. — Einige

von dieſen kleineren Schriften wurden von dem Verfaſſer zumeiſt in der Akademie der Wiſſenſchaften vorgeleſen. —

Von allgemeinerem Intereſſe unter Humboldts Werken ſind die gleichfalls ſchon erwähnten Abhandlungen „Ueber die Aufgabe des Geſchichtſchreibers," „Ueber Göthes zweiten römiſchen Aufenthalt," und dann insbeſondere die Einleitung in ſeinen Briefwechſel mit Schiller. —

Zuletzt endlich haben wir ein aus Briefen von W. v. Humboldt an eine Dame entſtandenes Werk zu erwähnen, welches in letzterer Zeit erſchienen iſt, und eine Anerkennung gefunden hat, wie wenig andere Bücher in neuerer Zeit, es ſind das die „Briefe von Wilhelm v. Humboldt an eine Freundin," welche, im Verlage der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig, bereits in fünfter Auflage vor uns liegen.

Dieſe Briefe ſind „an eine vom Glück vergeſſene Freundin geſchrieben, für ſie gedacht und empfunden, dieſer ſollten ſie ſegensvoll werden." . . . . . „Sie zeigen, wie ein großer Mann Theilnahme und Freundſchaft auszuſprechen und zu beweiſen, wie er verſchiedene Empfindungen zu ſondern und in eine Harmonie zu bringen, und wie er zu überzeugen weiß, oft ſelbſt mit rührender Beſcheidenheit."

Ueber das Entſtehen dieſer Briefe theilen wir aus der Einleitung folgendes mit den Worten der „Freundin" mit.

„Wir lernten uns in früher Jugend im Jahre 1788 in Pyrmont kennen, wohin Herr v. Humboldt, der in Göttingen ſtudirte, von dort kam, und wohin ich, nur wenige Jahre jünger, meinen Vater begleitete, der alljährlich ein Bad beſuchte. Wir wohnten in Einem Hauſe, waren Tiſchnachbarn an der Wirthstafel und lebten in Geſellſchaft meines Vaters drei glückliche Jugendtage von früh bis ſpät als unzertrennliche Spaziergänger in Pyrmonts Allem

und reizenden Thälern. Wir hatten uns ſo viel zu ſagen! ſo viele Anſichten und Meinungen mitzutheilen! ſo viele Ideen auszutauſchen! wir wurden nicht fertig. Wie leiſe dieſe oder jene Saite angeſchlagen wurde, ſie fand den tiefſten Anklang.

Es war die letzte Epoche einer ſchönen, blüthen- und hoffnungsreichen, poetiſchen Zeit, worin ein Theil der Jugend ideal und begeiſtert lebte, während der andere, wie heute im Realismus proſaiſch fortſchritt. Wir gehörten Beide zu dem erſten. Und es herrſchte damals noch die ſchöne Ruhe vor dem nahen Sturme, der bald furchtbar ausbrach.

Wenn die Jugend auch den klaren Begriff der Größe noch nicht hat, ſo ahnet und empfindet ſie doch ſolche. Wilhelm von Humboldts Charakter war ſchon im Jünglinge derſelbe, wie er ſich ſpäter und bis an das Ende ſeines Lebens ausſprach. Schon 1788 lebte er in hohen und klaren Ideen, ſchon damals war die einzig heitere Ruhe über ſein ganzes Weſen ausgegoſſen, die im Umgang höchſt wohlthätig ergriff und ſich jeder Unterhaltung ebenſo mittheilte. Jedes Wort war überzeugend und beleuchtete hell den Gegenſtand, worüber er ſprach.

Herr v. Humboldt reiſte nach drei Tagen ab. Wir blieben länger. Mir blieb die Erinnerung von drei glückſeligen Jugendtagen, die ein gewöhnliches, alltägliches langes Leben an Gehalt aufwiegen. Das Andenken derſelben hat mich durch mein ganzes Leben begleitet. Mein neuer junger Freund hatte auf mich einen tiefen, nie vorher gekannten, nie in mir erloſchenen Eindruck gemacht, der geſondert von andern Empfindungen, in ſich geheiligt, wie ein geheimnißvoller Faden durch alle folgenden Verhältniſſe meines Lebens ungeſehen lief, und feſt in mir verborgen blieb, den ich immer geſegnet und als eine gütige Fügung der Vorſehung angeſehen habe. Es knüpften ſich an dieſe Erinnerungen, ſo wenig

als an die drei Tage selbst, weder Wünsche, noch Hoffnungen, noch Unruhe. Ich fühlte mich unendlich bereichert im Innern, und meine Seele war mehr noch als vorher auf's Ernste gerichtet. Manches, was wir besprochen hatten, beschäftigte mich noch lange, und „das Gefühl für's Wahre, Gute und Schöne" wurde klarer und stärker in mir."

So weit die „Freundin." Wir fügen hinzu, daß sie in diesem Zusammentreffen mit Wilhelm von Humboldt vom Jahre 1788 Veranlassung nahm, sich im Jahre 1814, als er beim Wiener Congreß war, mit einer auf bestimmte Geldverhältnisse sich beziehenden Bitte an ihn zu wenden. Die Dame hatte nämlich im Jahre 1806 einen bedeutenden Theil ihres Vermögens dem Herzogthum Braunschweig geliehen, ihre spätern Bemühungen dieses Darlehn zurückzuerhalten, waren resultatlos, sie wandte sich an W. v. Humboldt um Rath, und von da ab begannen diese Briefe Humboldts, welche bis wenige Tage vor seinem Tode von ihm fortgesetzt wurden. Es sind mehr als hundertfünfzig Briefe, zum Theil von hohem Werth; sie gehen zuweilen von persönlichen Situationen der „Freundin" aus, eben so auch sind es Antworten auf gestellte Fragen, fast immer indeß sind es geistvolle Darstellungen, auch Erläuterungen bedeutender Erscheinungen und Fragen des Lebens. Wir wissen nicht, was wir in diesen Briefen mehr bewundern sollen: die hohe geistige Klarheit des Verstandes, mit welcher die schwierigsten Fragen behandelt werden, die liebenswürdige, ebenso edle wie freilich an sich herausgegebene, zuweilen sogar naive Theilnahme oder, um auch das zu erwähnen, die vortreffliche Form, in welcher diese Briefe geschrieben sind.

Wir empfehlen sie hiermit Jedermann als eine geistvolle Lectüre — vielleicht erwecken die nachstehend angegebenen Auszüge aus

den Briefen bei dieſem und jenem unſerer Leſer das Verlangen, ſie ganz zu beſitzen und kennen zu lernen. Hier folgen die Auszüge.

Aus dem zweiten Briefe des erſten Bandes:

— Es iſt ein wunderbares Verhältniß unter uns. Zwei Menſchen, die ſich vor langen Jahren drei Tage ſahen und ſchwerlich wiederſehen werden! Aber es giebt in dieſer Art der reinen und tiefen Freuden ſo wenige, daß ich mich ſchämen würde, geizig mit dem Geſtändniß zu ſein, daß Ihr Bild von damals her, mit allen Gefühlen meiner Jugend, jener Zeit, und ſelbſt eines ſchöneren und einfacheren Zuſtandes Deutſchlands und der Welt, als der jetzige iſt, innig in mir zuſammenhängt. Ich habe überdieß eine große Liebe für die Vergangenheit. Nur was ſie gewährt, iſt ewig und unveränderlich, wie der Tod, und zugleich, wie das Leben, warm und beglückend.

Aus dem ſechſten Briefe:

— Wie dem ſei, ſo drängt es mich, Ihnen zu ſagen, daß ich ſehr nach einem Briefe verlange, und die, welche ich habe, oft wieder durchgeleſen habe, und immer in dankbarer Erinnerung an Ihre mir ſo wunderbar erhaltenen Geſinnungen. Man könnte das wohl Eitelkeit nennen, könnte es wohl nur dem Gefühl, ſich geſchmeichelt und gehuldigt zu haben, zuſchreiben, wenn man ſich durch die Bewahrung dieſer Empfindungen beglückt fühlt. Allein es wäre das doch ein zu harter Ausſpruch, und gegen mich wirklich ein ungerechter, da Eitelkeit mir nie eigen war. Schwerlich hat Jemand je ſich ſelbſt ſo unpartheiiſch beurtheilt, und ſo wenig ſchonend behandelt, ſchwerlich je einer ſo kalt und richtig erkannt, was an den Lobſprüchen Anderer abzuſchneiden und an dem, worüber ſie ſchweigen, zu tadeln war. Und einem gewiſſen Mißtrauen in meine Kräfte und die mir hier und da beigelegten Vorzüge verdanke ich ſogar die vorzüglichſten der Erfolge, die ich in

Privat- und öffentlichen Verhältnissen gehabt habe. Allein ich gestehe gern, daß ich immer einen vorzüglichen Werth darauf gelegt habe, die innere Stimmung zu besitzen und zu bewahren, die auf ein weibliches Gemüth Eindruck zu machen fähig ist. Ich würde nicht so thöricht sein, mir einzubilden, daß sie mir noch jetzt eigen sein könnte. Wenn man nun aber auf eine so wahre, natürliche, so eingreifende Weise, als sich in Ihren Briefen ausspricht, überzeugt wird, daß man jenen Eindruck tief und dauernd erregt hat, so liegt darin ein doppeltes, die Empfindung süß erhebendes Gefühl, das des Selbstbewußtseins, und das des edeln, tiefen Gemüths, welches diese Empfindungen zart zu sondern und fest aufzubewahren verstand.

Aus dem achten Briefe:

— Es verlängert und erweitert gewissermaßen das Leben, wenn man so individuelle Schilderungen einer Zeit vor sich hat, die man an ganz andern Orten und in ganz andern Verhältnissen erlebte, und es giebt doch in der Welt nichts Interessanteres für den Menschen, als wieder der Mensch. Man kann eigentlich nie genug sehen und nie genug hören. Es entstehen selbst durch jedes neue Gesicht, möchte ich sagen, neue Ideen. Erhält man nun aber gar bestimmte, in's Detail gehende Schilderungen, so sind es nun Figuren, die sich vor der Seele bewegen, und mit denen man eben so lebt, wie in der Wirklichkeit. Dieser Hang, sich eigentlich an Menschengestalten zu ergötzen, in ihnen wie unter Anwesenden zu leben, verträgt sich doch sehr gut mit dem entschiedensten Hange zur Einsamkeit. Sobald man mit Menschen umgehen muß, oder noch mehr, sobald man recht gern mit ihnen umgeht, befindet man sich selbst zu sehr in Thätigkeit, will sich auch wohl selbst geltend machen, und wird von blos reiner Beschauung abgezogen. Lebt man aber mit dem Hange zur Einsamkeit unter Menschen, was

man von Zeit zu Zeit nicht vermeiden kann, ſo gehen ſie mehr wie Figuren der Beſchauung vor einem vorüber, man richtet ſeine Aufmerkſamkeit ganz auf ſie und nicht auf ſich ſelbſt. Wie man auf ſie wirkt, wie man ihnen gefällt, bleibt einem ſehr gleichgiltig, wenn man ſie nur in ihrer eigentlichen Natur ſieht. Kehrt man dann in die wirkliche Einſamkeit zurück, ſo hat man viele Bilder um ſich, und wenn man zu innerer Geiſtesbeſchäftigung geneigt iſt, und aufgelegt, ſo entſtehen aus den wirklichen Menſchen identiſche in der Phantaſie, denen die wirklichen nur in den äußern Umriſſen zu Grunde liegen. Alle moraliſchen Fragen, alle tiefern Betrachtungen über Leben und Zweck des Lebens, über Glück und Vollkommenheit, über Daſein und Zukunft gewinnen ein reicheres Intereſſe, erlauben mannichfaltigere Anwendungen, wenn man ſie gleichſam an ſo vielen Menſchengeſtalten einzeln prüfen kann. Denn in jedem, auch ſelbſt unbedeutenden Menſchen liegt im Grunde ein tieferer und edlerer, wenn er in ſich gut iſt, verborgen. Man darf ſich nur gewöhnen, die Menſchen ſo zu ſtudiren, und man kommt unvermerkt aus einem anſcheinend alltäglichen Leben in eine ungleich höhere und tiefere Anſicht der Menſchheit überhaupt. Es iſt ja eigentlich das, worin das Gepräge jedes größeren Dichters liegt, dieſe Anſicht überall, und da er nur frei ſchaffen kann, ganz rein zu geben, oder vielmehr ſie mitten aus aneinander gereiheten, oft zufällig ſcheinenden Begebenheiten hervortreten zu laſſen. Die Geſchichte hat etwas Aehnliches. Das menſchliche Weſen tritt auch ſchon reiner und größer in ihr hervor, als in tauſendfältigen kleinen Umgebungen der Gegenwart. Einen intereſſanten Charakter mehr im Bilde zu beſitzen, iſt ein eigentlicher Lebensgewinn, und mit dem Einzelnen verbinden ſich nur bisweilen die von Ständen, Zeiten, Gegenden. So habe ich immer eine entſchiedene Neigung zu den Landpredigern gehabt, und eine Art romantiſche für ihre Töchter.

Aus dem neunten Briefe:

— Sie wundern sich, daß eine Liebe zur Beschäftigung mit Empfindungen, eine Milde und Zartheit in denselben, ein Eingehen in fremde Gemüthsstimmungen, mir unter vielen und abziehenden Geschäften geblieben ist. Das kommt doch nur daher, daß jenes eigentlich die natürliche Beschaffenheit meines Gemüths ist, und daß es mir immer eigen gewesen ist, gegen das innere und eigentliche Sein, die Geschäfte nur wie eine Art Nebensache zu behandeln, immer ihrer mächtig zu bleiben, statt mich von ihnen beherrschen zu lassen. Man macht sich darum und auf diese Weise nur besser. Und das, was den Menschen als Mensch berührt, die Gefühle, die ihn erfüllen, die sich in ihm drängen und stoßen, haben immer einen hauptsächlichen Reiz für mich gehabt. Ich habe zuerst damit angefangen, mich selbst zu kennen und mich selbst zu beherrschen, und kein Mensch kann sich klarer durchschauen, keiner sich mehr in seiner Gewalt haben, als ich. Ich habe dabei immer nach zwei Dingen gestrebt: mich empfänglich zu halten für jede Freude des Lebens, und dennoch durchaus in allem, was ich mir nicht selbst geben kann, unabhängig zu bleiben, niemandes zu bedürfen, auch nicht der Begünstigungen des Schicksals, sondern auf mir allein zu stehen, und mein Glück in mir und durch mich zu bauen. Beides habe ich im hohen Grade erreicht. Ueber keine Freude und keinen Genuß des Lebens bin ich hinweg, wie es die Leute nennen. — Die Fähigkeit, sich einem fremden Willen, blos weil es ein solcher Wille ist, auch geradezu gegen die Neigung zu unterwerfen, als muß sich zu unterwerfen, diese Fähigkeit bedarf jeder, auch der Mann, und ich würde mich sehr tadeln, wenn ich nicht wüßte, daß ich sie hätte. Sie macht überdieß das Gemüth milder, weicher, und, so sonderbar es scheint, zugleich stärker, selbstständiger und der Freiheit würdiger.

— Ohne Kampf und Entbehrung ist kein Menschenleben, c

das glücklichſte nicht, denn gerade das wahre Glück bauet ſich jeder nur dadurch, daß er ſich durch ſeine Gefühle unabhängig vom Schickſale macht.

Aus dem zehnten Briefe:

— Frauen ſind darin glücklicher und unglücklicher, als Männer, daß ihre meiſten Arbeiten von der Art ſind, daß ſie während derſelben meiſt an ganz etwas Anderes denken können. Ich würde es ein Glück nennen. Denn man kann ein ganz inneres Leben faſt den ganzen Tag fortführen, ohne in ſeinen Arbeiten oder in ſeinem Berufe dabei zu verlieren oder geſtört zu werden. Es iſt das auch wohl ein Hauptgrund, warum wenigſtens viele Frauen die Männer in allem übertreffen, was zur tiefern und feinern Kenntniß ſeiner ſelbſt und Anderer führt. Allein wenn jene innern Gedanken nicht beglückend, oder wenn ſie wenigſtens das nicht rein und unvermiſcht ſind, ſondern niederſchlagend und beunruhigend dabei, ſo iſt allerdings die Gefahr größer, welche die innere Ruhe bedroht; da Männer in ihren Geſchäften ſelbſt, auch wider ihren Willen, Zerſtreuung und Abziehung von einem das Innere einnehmenden Gedanken finden.

— Die Abgeſchiedenheit ſpannt alle Vermögen eines weiblichen, in ſich zarten und tiefen Gemüths höher, läutert die Seele und zieht ſie ab von den kleinlichen, zerſtreuenden Rückſichten, worin Frauen leichter verfallen als Männer. Auch giebt eine Frau, die die Einſamkeit liebt und in ihr lebt, gleich den Begriff, daß ſie keine Freude ſucht, als die ſie aus der Tiefe ihres eigenen Innern ſchöpft, und das iſt das Haupterforderniß, um einem ſelbſt tiefer und beſſer fühlenden Mann zu gefallen, und ein bleibendes unwandelbares Intereſſe einzuflößen.

— Das Glück vergeht und läßt in der Seele kaum eine flache Spur zurück, und iſt oft gar kein Glück zu nennen, da man dauernd

dadurch nicht gewinnt. Das Unglück vergeht auch (und das ist ein großer Trost), läßt aber tiefe Spuren zurück, und wenn man es wohl zu benutzen weiß, heilsame, und ist oft ein sehr hohes Glück, da es läutert und stärkt. Dann ist es eine eigene Sache im Leben, daß, wenn man gar nicht an Glück oder Unglück denkt, sondern nur an strenge, sich nicht schonende Pflichterfüllung, das Glück sich von selbst, auch bei entbehrender, mühevoller Lebensweise einstellt. Dies habe ich oft bei Frauen in sehr unglücklichen ehelichen Verhältnissen erlebt, die aber lieber untergingen, als ihre Stelle verlassen wollten.

Aus dem neunzehnten Briefe:

— Was Sie über Schmerz sagen, begreife ich sehr wohl, nämlich, daß Sie nicht dahin gekommen wären, Glück und Unglück, und besonders den Schmerz, nicht sehr zu achten. Es hat mir schon öfter geschienen, als wäre Ihnen nicht gerade viel Stärke darin verliehen, und dies ist wohl das Zeichen einer schönen Weichheit einer weiblichen Seele, wo es unnütz und unrecht zugleich wäre, sich abhärten zu wollen. Ich will es daher auch nicht unternehmen, Sie das zu lehren, sondern vielmehr von innigem Herzen wünschen, daß Schmerz und Unglück, sowie jeder Kummer von Ihnen fern bleiben mögen. Ich will gern und mit Freuden, wo ich kann, dazu beitragen. Aber bei einem Manne muß das anders sein. Wenn ein Mann dem Schmerze Herrschaft über sich einräumt, wenn er ihn ängstlich meidet, über den unvermeidlichen klagt, flößt er eher Nichtachtung als Mitleid ein. So vieles muß in einer Frau anders sein als im Manne. Einer Frau geziemt es sehr wohl, und scheint natürlich in ihr, sich an ein anderes Wesen anzuschließen. Der Mann muß gewiß auch das Vermögen dazu besitzen, aber wenn es ihm zum Bedürfniß würde, so wäre

es ſicher ein Mangel oder eine Schwäche zu nennen. Ein Mann muß immer ſtreben, unabhängig in ſich dazuſtehen.

— Ihre Frage, ob ich je wirklich Schmerz gefühlt hätte, war ſehr natürlich. Sie können aber überzeugt ſein, daß ich immer von dem zu reden vermeide, was ich nicht aus eigener, wohlerprüfter Erfahrung kenne.

— Glück und Unglück verliert von ſeinem Werth, wenn es den Kreis der inneren Empfindung verläßt. So wie die Wirklichkeit in der That immer armſelig und beſchränkt iſt, ſo vermindert ſich auch der Reiz jedes angenehmen Gefühls, wenn man es in Worte kleidet. Im Herzen, wo es entſtanden iſt, muß es bleiben und wachſen, und wenn es vergänglich iſt, wieder vergehen und ſterben. Mit dem Unglück iſt es nicht anders. Der im eigenen Buſen erhaltene Schmerz enthält etwas Süßes, von dem man ſich nicht gern mehr trennen mag, wenn ihn die eigene Bruſt bewahrt.

— Troſt wüßte ich bei einem Andern, als mir ſelbſt, nie zu finden. Es würde mir ein zweites, noch unangenehmeres Gefühl, als das widrige Schickſal durch ſich einflößt, geben, wenn ich nicht ſelbſt Stärke genug beſäße, mich ſelbſt zu tröſten. Dieß mag indeß bei Frauen billig anders ſein. Wenn es bei einem Mann anders iſt, iſt es nicht lobenswürdig. Ein Mann muß ſich ſelbſt genug ſein.

Aus dem zwanzigſten Briefe:

— Daß ich in einer glücklichen Lage bin, iſt ſehr wahr, und Sie bemerken mit Recht, daß das mehr die Sache des Glückes als meiner Anſtrengungen iſt. Das iſt vollkommen wahr und macht mir mein Glück, wenn ich ſo ſagen ſoll, noch glücklicher. Eine Gabe, die mir nur durch das Glück zufällt, iſt mir unendlich lieber, als Etwas durch mein Verdienſt Erſtrebtes. Wer mit der erſten beſchenkt wird, ſcheint für das Schickſal Werth und Wichtigkeit

genug zu haben, um Gaben auf ihn zu häufen. Ich bin auch in vielen anderen Dingen glücklich gewesen, die ein Anderer nicht so, als diese Aeußerlichkeiten, beurtheilen kann, ja ich kann wohl sagen, daß sich bis jetzt mein Glück ziemlich in Allem bewährt hat, was ich unternahm. Manches in öffentlichen und Privatangelegenheiten, was nicht gerade sehr weise angelegt war, hat nicht die üblen Folgen gehabt, die daraus hätten entstehen können, anderes, das gar nicht sonderliche Mühe kostete, wurde mit ausgezeichnetem Erfolge belohnt. So bin ich gewohnt, mich als einen Glücklichen anzusehen, und habe Muth, aber nur immer wie einer, den das Glück auch in jedem Augenblicke verlassen kann. Daher macht auch dies Glück mich doppelt vorsichtig. Träfen mich große Unglücksfälle im Aeußerlichen, oder moralisch, oder in meiner Gesundheit, so würde ich dadurch natürlich leiden wie ein Anderer, aber sie würden mich sehr vorbereitet und gefaßt finden, ich würde doch mit Heiterkeit auf das lang Genossene zurückblicken, und meine innere Ruhe würde solche Zustände nicht zerstören oder nur bedeutend ergreifen. Eben jene Selbstständigkeit, von der ich erst sprach, giebt Mittel, jedem Unglück so zu begegnen, daß für mich Glück und Unglück wenigstens ganz andere Bedeutung als für andere Menschen haben. Und das ist mir immer eigen gewesen. Sie reden in Ihrem Briefe von der Sehnsucht und fragen mich, ob ich sie wohl je gefühlt habe? Ich glaube allerdings. Indeß ist es freilich wahr, und ich sage das nicht eben als ein Lob, da es vielleicht eher eine Selbstanklage ist, daß ich früh eine große Ruhe gewonnen habe, die nicht leicht durch etwas gestört wird. Ich lernte früh mir in meinen eigenen Gedanken und meinen von keiner fremden Einwirkung abhängigen Gefühlen genügen, und jetzt paßt diese Ruhe und Zurückgezogenheit in sich selbst zu meinen Jahren, und ist mir dadurch doppelt natürlich. Indeß bin ich

und reizenden Thälern. Wir hatten uns so viel zu ſagen! ſo viele Anſichten und Meinungen mitzutheilen! ſo viele Ideen auszutauſchen! wir wurden nicht fertig. Wie leiſe dieſe oder jene Saite angeſchlagen wurde, ſie fand den tiefſten Anklang.

Es war die letzte Epoche einer ſchönen, blüthen- und hoffnungsreichen, poetiſchen Zeit, worin ein Theil der Jugend ideal und begeiſtert lebte, während der andere, wie heute im Realismus proſaiſch fortſchritt. Wir gehörten Beide zu dem erſten. Und es herrſchte damals noch die ſchöne Ruhe vor dem nahen Sturme, der bald furchtbar ausbrach.

Wenn die Jugend auch den klaren Begriff der Größe noch nicht hat, ſo ahnet und empfindet ſie doch ſolche. Wilhelm von Humboldts Charakter war ſchon im Jünglinge derſelbe, wie er ſich ſpäter und bis an das Ende ſeines Lebens ausſprach. Schon 1788 lebte er in hohen und klaren Ideen, ſchon damals war die einzig heitere Ruhe über ſein ganzes Weſen ausgegoſſen, die im Umgang höchſt wohlthätig ergriff und ſich jeder Unterhaltung ebenſo mittheilte. Jedes Wort war überzeugend und beleuchtete hell den Gegenſtand, worüber er ſprach.

Herr v. Humboldt reiſte nach drei Tagen ab. Wir blieben länger. Mir blieb die Erinnerung von drei glückſeligen Jugendtagen, die ein gewöhnliches, alltägliches langes Leben an Gehalt aufwiegen. Das Andenken derſelben hat mich durch mein ganzes Leben begleitet. Mein neuer junger Freund hatte auf mich einen tiefen, nie vorher gekannten, nie in mir erloſchenen Eindruck gemacht, der geſondert von andern Empfindungen, in ſich geheiligt, wie ein geheimnißvoller Faden durch alle folgenden Verhältniſſe meines Lebens ungeſehen lief, und feſt in mir verborgen blieb, den ich immer geſegnet und als eine gütige Fügung der Vorſehung angeſehen habe. Es knüpften ſich an dieſe Erinnerungen, ſo wenig

als an die drei Tage selbst, weder Wünsche, noch Hoffnungen, noch Unruhe. Ich fühlte mich unendlich bereichert im Innern, und meine Seele war mehr noch als vorher auf's Ernste gerichtet. Manches, was wir besprochen hatten, beschäftigte mich noch lange, und „das Gefühl für's Wahre, Gute und Schöne" wurde klarer und stärker in mir."

So weit die „Freundin." Wir fügen hinzu, daß sie in diesem Zusammentreffen mit Wilhelm von Humboldt vom Jahre 1788 Veranlassung nahm, sich im Jahre 1814, als er beim Wiener Congreß war, mit einer auf bestimmte Geldverhältnisse sich beziehenden Bitte an ihn zu wenden. Die Dame hatte nämlich im Jahre 1806 einen bedeutenden Theil ihres Vermögens dem Herzogthum Braunschweig geliehen, ihre spätern Bemühungen dieses Darlehn zurückzuerhalten, waren resultatlos, sie wandte sich an W. v. Humboldt um Rath, und von da ab begannen diese Briefe Humboldts, welche bis wenige Tage vor seinem Tode von ihm fortgesetzt wurden. Es sind mehr als hundertfünfzig Briefe, zum Theil von hohem Werth; sie gehen zuweilen von persönlichen Situationen der „Freundin" aus, eben so auch sind es Antworten auf gestellte Fragen, fast immer indeß sind es geistvolle Darstellungen, auch Erläuterungen bedeutender Erscheinungen und Fragen des Lebens. Wir wissen nicht, was wir in diesen Briefen mehr bewundern sollen: die hohe geistige Klarheit des Verstandes, mit welcher die schwierigsten Fragen behandelt werden, die liebenswürdige, ebenso edle wie freilich an sich herausgegebene, zuweilen sogar naive Theilnahme oder, um auch das zu erwähnen, die vortreffliche Form, in welcher diese Briefe geschrieben sind.

Wir empfehlen sie hiermit Jedermann als eine geistvolle Lectüre — vielleicht erwecken die nachstehend angegebenen Auszüge aus

eigenen Gedanken über das weibliche Alter, und ziehe ein weiter fortgerücktes einem jüngeren vor. Sogar der bloße körperliche Reiz erhält sich meiner Meinung nach viel länger, als man gewöhnlich annimmt, und was in dem Innern einer Frau vorzüglich fesselt, gewinnt offenbar bei fortgeschrittenen Jahren. Ich hätte auch in keinem Alter meines Lebens gern in engem Verhältniß mit einem Mädchen oder einer Frau stehen mögen, die viel jünger als ich gewesen wäre, am wenigsten hätte ich eine solche heirathen mögen. Ich bin auch in mir überzeugt, daß solche Heirathen im Ganzen nicht gut sind. Sie führen meistentheils dahin, daß die Männer die Frauen wie Unmündige und Kinder behandeln, und es kann bei einer solchen Altersverschiedenheit unmöglich der freie, gegenseitig erhebende und beglückende Umgang, das volle und reine Ueberströmen der Gedanken und Empfindungen aus einem Gemüth in das andere stattfinden, die in dem Umgange beider Geschlechter eigentlich das Beseligende ausmachen. Gleichheit in allen inneren Bedingungen ist da unentbehrlich nothwendig, und der Mann kann nur daran große Freude finden, daß sich ihm die in jeder Art in Empfindungen und Denken, nach Maßgabe der Verschiedenheit der Geschlechter, in ihrer Art Gleiche, in der mit erlangter Reife vollen Selbstständigkeit ihres Wesens hingiebt, und seinen Willen als den ihrigen erkennt.

— Freundschaft und Liebe theilen miteinander das innere Seelenleben, worin zwei Wesen einander entgegenkommen, und, indem sie jeder seine Art zu sein in dem andern aufzugeben scheinen, dieselbe reiner und klarer zurück empfangen. Der Mensch muß etwas außer sich gewinnen, an das er sich anschließen, auf das er mit allen vereinten Kräften seines Daseins wirken könne. Allein, wenn auch diese Neigung allgemein ist, so ist der Hang und die Sehnsucht nach wahrer Freundschaft und Liebe doch nur ein Vor-

recht zarter und innerlich gebildeter Seelen. Weniger zarte oder durch die Außenwelt betäubte Gemüther heften ſich wechſelnd und vorübergehend an, und erreichen niemals den wahren Frieden, einer in dem andern. Unter ſich aber ſind Liebe und Freundſchaft doch immer und unter allen Umſtänden in der Art verſchieden, daß die erſte immer zugleich eine ſinnliche Farbe an ſich trägt. Man thut dadurch ihrer Reinheit keinen Eintrag, denn auch die ſinnliche Neigung kann die größte Reinheit in ſich ſchließen, dieſe ſtammt aus der Seele ſelbſt und verwandelt alles in ihrem unbefleckten Glanz. Bei jungen weiblichen Gemüthern, die noch gar nicht bis zum Gefühl, oder vielmehr bis zum Bewußtſein der Liebe gekommen ſind, iſt es doch aber eigentlich dieſe, die das Gewand der Freundſchaft annimmt. Die Gefühle ſind da noch nicht ſo beſtimmt und klar geſchieden, aber die beginnende weibliche Reife ſpielt doch alles, ohne es zu wiſſen, in die Liebe hinüber. Die Freundſchaft ſelbſt von einem Geſchlecht zu einer Perſon deſſelben wird dann lebendiger, leidenſchaftlicher, hingebender, aufopfernder; wenn ſie auch in ſpäteren Jahren alles daſſelbe der That nach leiſtet, ſo iſt in der früheren doch die Art anders, die Farbe der Empfindung glühender, die Seele heftiger davon ergriffen, und gleichſam wärmer und heller davon durchſtrahlt.

Aus dem einundſechzigſten Briefe:

— Die Einſeitigkeit iſt etwas ganz Relatives, und im Manne, der ſich nach einer großen Menge von Gegenſtänden hinwenden ſoll, kann ſie wohl zu fürchten ſein. Frauen aber haben, wie man es nicht eigentlich nennen kann, das Glück, vielen Dingen ganz fremd bleiben zu können, ſie gewinnen meiſtentheils gerade dadurch, daß ſie den Kreis ihres Erkennens und Empfindens zu kleinerem Umfang und größerer Tiefe zuſammenziehen, und es iſt alſo bei ihnen in der Art, wie beim Manne, Einſeitigkeit nicht ſchädlich.

Ich erinnere mich, früher zwei Frauen gekannt zu haben, die, mit allen Mitteln verſehen, ſich in dem bewegteſten Leben zu regen, aus reiner Neigung und ohne Unglücksfälle eine ſolche Einſamkeit bewahrten, daß es auch dem Einzelnen ſchwer wurde, ihnen zu nahen, und die dadurch gewiß nicht im Mindeſten an Intereſſe eingebüßt hatten.

Aus dem zweiundſechzigſten Briefe:

— Es iſt ungemein häufig der Fall, daß Verbindungen ohne alle Neigung, ja ſelbſt gegen die Neigung, aus allerhand Gründen, mit Empfindungen eingegangen werden, die man oft gar nicht in ſich tadeln kann, die aber doch bei einem ſolchen Schritte nicht leitende ſein ſollten. In mir und nach meiner Weiſe kann ich mir das zwar wenig begreiflich machen. Mir wäre es durchaus unmöglich geweſen, auch nur den Gedanken einer ſolchen Verbindung zu faſſen, wenn ich nicht wirklich die tiefe Ueberzeugung der Empfindung gehabt hätte, daß die, mit der ich mich verbände, die einzige ſei, mit der ich ein ſolches Band eingehen könnte. Der Gedanke der Ehe, ſelbſt auf eine recht gute und verträgliche Weiſe mit gegenſeitiger Achtung und Freundſchaft geſchloſſen, aber ohne das tiefe und das ganze Weſen ergreifende Gefühl, das man gewöhnlich Liebe nennt, war mir immer zuwider, und es wäre meiner ganzen Natur entgegen geweſen, ſie auf eine ſolche Weiſe zu ſchließen. Es iſt zwar wahr, daß die ſo, wie ich es da von mir ſage, geſchloſſene Ehen die einzigen ſind, in welchen die Empfindungen bis zum Grabe in gleichem Grade, nur in den Modifikationen, welche Jahre und Umſtände herbeiführen, dieſelben bleiben. Es iſt indeß doch recht gut, daß dieſe Art, die Sache anzuſehen, nicht die allgemeine iſt, da ſonſt wenig Ehen zu Stande kommen würden. Auch gelingen ſo viele Ehen, die anfangs recht gleichgiltig geſchloſſen werden, ſo daß ſich dagegen nicht viel ſagen läßt.

Aus dem ſechſten Briefe des zweiten Bandes:

— Daß ein Unglück das andere, aber auch ein Glück das andere nach ſich zieht, iſt zu einer ſprichwörtlichen Redensart geworden, ſo daß ihm wohl eine gewiſſe Wahrheit zum Grunde liegen muß, wenigſtens eine hinreichende, um die Erſcheinung zu einer Volkserfahrung in Maſſe zu machen. Eine genaue Unterſuchung hält die Sache ſchwerlich aus. Gewiß kommen Glück und Unglück eben ſo oft einzeln. Durch ein ſehr und tief das Gemüth ergreifendes Schickſal wird nur die Aufmerkſamkeit mehr auf ähnliche Ereigniſſe geſpannt, was ich für einen Hauptgrund halte. Wäre es anders und jene Geſellung gleicher und gleicher Schickſale in der Natur und der Natur der Sache gegründet, ſo müßte eine geheime Verbindung zwiſchen der innern menſchlichen Gemüthsſtimmung und dem äußern menſchlichen Geſchicke beſtehen und obwalten, eine ſchmerzliche Stimmung ein ſchmerzliches Geſchick, eine freudige ein freudiges herbeiführen. Inſofern ein weltlicher, menſchlich zu begreifender, wenn auch in allen ſeinen einzelnen Fäden nicht zu erklärender Zuſammenhang zwiſchen jenem Innern und Aeußern möglich iſt, glaube ich vollkommen daran, daß ſo eins das andere herbeiführt. Allein wo das, nach menſchlicher Art zu reden, nicht einzuſehen iſt, da zweifle ich, daß der Schmerz wie durch eine geheimnißvolle Kraft, gleichſam wie ein geiſtiger Magnet, Stoff neuer Schmerzen an ſich ziehe. Auch zerfällt die Sache in ſich, da ja ſonſt auf ein einmal eingetretenes Unglück kaum je eine freudige Begebenheit folgen könnte, was doch durch die Erfahrung widerlegt wird. In gutgearteten Seelen iſt ein wahrer Schmerz, was auch ſeine Urſache ſein möge, immer ewig, und wenn man behauptet, daß die Zeit oder andere Umſtände ihn minderten, ſo ſind das Worte, die nur für die ſchwächliche Empfindung Geltung haben, die der gehörigen Kraft des einmal Empfundenen dauernd

festzuhalten ermangelt. Die glücklichsten Begebenheiten ändern darin nichts. Auch können in dem wunderbaren menschlichen Gemüth Schmerz und Empfindung eines in anderer Hinsicht glücklichen Daseins gleichzeitig neben einander fortleben. Der Schmerz um verlorene Kinder in glücklich lange nachher fortgeführten Ehen ist ein lebendiges, sich oft erneuerndes Beispiel davon. Auch muß es so sein. Der Mensch muß beständig sein und das Schicksal wechselnd erscheinen. Denn in sich hat auch das Schicksal seine, wenn gleich von uns nicht eingesehene und nicht erkannte Beständigkeit.

(Der Herausgeber hält es in Bezug auf diese Briefstelle anzuführen nöthig, daß dieselbe kurze Zeit nach dem Tode der Frau von Humboldt geschrieben wurde.)

Aus dem dreißigsten Briefe:

— Das Belehrende, Tröstende, Ermahnende, wenn es erfolgreich ist, und dem in das Gemüth und die Seele dringt, an welchen es gerichtet ist, liegt nur zum kleinsten Theil in den dargestellten Gründen selbst. Vielmehr schon ruht die Wirkung in dem Ton und dem begleitenden Ausdruck, weil dieser der Persönlichkeit angehört. Denn eigentlich kommt alles auf diese an, das ganze Gewicht, was ein Mensch bei einem Andern hat, theilt sich demjenigen, was er sagt, mit, und dasselbe im Munde eines Andern hat nicht die gleiche Wirkung. Sie müssen es also den Gesinnungen zuschreiben, die Sie für mich so liebevoll hegen, wenn meine Worte vorzugsweise Eindruck auf Ihr Gemüth machen. Es freut mich aber ungemein, wenn Sie sagen, daß ich Ihnen in Trost und Ermuthigung grade das zubringe, was Ihrer Stimmung angemessen ist. Ein natürlicher Hang hat mich schon sehr früh im Leben auf das Streben geleitet, in jeden Charakter und in jede Individualität so tief einzugehen, als möglich war, um mich möglichst in ihre Denkungs-, Empfindungs- und Handlungsweise zu versetzen, und

was Sie mir sagen, ist mir ein neuer Beweis, daß mir mein Bestreben nicht ganz mißlungen ist. Es ist aber nicht genug, die Ansichten der Menschen zu kennen, man muß auch zu bestimmen verstehen, wie sie sich zu denen verhalten, die man als die unbedingt richtigen, hohen und von allen den einzelnen Individualitäten immer anklebenden Einseitigkeiten freien anzusehen hat, und danach die Richtung des Individuums lenken. Auf diesem Wege muß man dahin gelangen, jedem Einzelnen nicht blos verständlich zu werden, sondern ihn auch auf diejenige Weise zu berühren, welche gerade für seine Empfindungsart die passendste und angemessenste ist. Man braucht aber bei diesem Gange nie seine eigene Natur weder aufzugeben, noch zu verleugnen, auch nicht die fremde unbedingt für die einzig beifallswürdige anzusehen. Da man immer von dem Punkte ausgeht, und wieder dahin zurückkommt, wo sich alle Individualitäten ausgleichen und vereinigen, so fallen die schneidenden Contraste von selbst weg, und es bleibt nur das mit einander Verträgliche übrig. Es ist wirklich das Wichtigste, was das Leben darbietet, sich nicht in sich zu verschließen, sondern auch ganz verschiedenen Empfindungsweisen so nahe als möglich zu treten. Nur auf diese Art würdigt und beurtheilt man die Menschen auf ihre und nicht auf seine eigene, einseitige Weise. Es beruht auf dieser Manier zu sein, daß man Respekt für die abweichende des Andern behält und seiner inneren Freiheit niemals Gewalt anzuthun versucht. Es giebt außerdem nichts, was zugleich den Geist und das Herz so anziehend beschäftigt, als das genaue Studium der Charaktere in allen ihren kleinsten Einzelnheiten. Es schadet sogar wenig, wenn diese Charaktere auch nicht gerade sehr ausgezeichnete oder sehr merkwürdige sind. Es ist immer eine Natur, die einen innern Zusammenhang zu ergründen darbietet, und an die ein Maßstab der Beurtheilung angelegt werden kann. Vor allem aber

gewährt einem dieſe Richtung den Vorzug die Fähigkeit zu gewinnen, den Menſchen, mit denen man in Verbindung ſteht, innerlich in aller Rückſicht wahr ſein zu können.

Aus dem fünfunddreißigſten Briefe:

— Die Ehe mehr ein Bedürfniß des Alters als der Jugend zu nennen, iſt ein Einfall, der eben ſo der Natur und der Wahrheit, als jeder ſchönen Empfindung widerſpricht. Die Friſche der Jugend iſt die wahre Grundlage der Ehe. Ich ſage damit gewiß nicht, daß das Glück der Ehe mit der Jugend aufhört, oder auch nur im mindeſten dadurch verliert. Aber die Erinnerung der zuſammen genoſſenen Jugend muß in die höheren Jahre mit hinübergehen, wenn das Glück vollkommen ſein und nicht gerade die Eigenthümlichkeit des ehelichen verlieren ſoll. Dieſe Anſicht iſt nicht als eine ſinnliche zu betrachten. Die tiefſten und heiligſten Empfindungen hängen damit ganz enge zuſammen, und man müßte aller Liebe den Stab brechen, wenn man dies nicht anerkennen wollte. Ein junges, ſich gegenſeitig gleich herzlich liebendes Ehepaar iſt allemal ein im Tiefſten erfreulicher Anblick, auch in niedrigen Ständen, inſofern das Gefühl nur irgend die Feinheit hat, die ihm die Natur in gutartigen Gemüthern giebt. Von den in höheren Jahren über vierzig oder fünfundvierzig geſchloſſenen Ehen, zweiten oder erſten, läßt ſich das nicht ſagen. Man wird ſie gewiß nicht tadeln, man läßt gern Jedem ſeine Empfindung, ſolche Verbindungen können ſehr vernünftig, ſie können auch für Leute, die einmal keine hohen Forderungen an ihr Gefühl machen, beglückend ſein. Wer aber tiefer empfindet, ſagt ſich, daß er ſie nicht eingehen würde. Mann oder Frau wird in ſolcher Verbindung fühlen, daß, wenn ihm der Gegenſtand jugendlicher Liebe entriſſen iſt, oder er nie einen gefunden hat, er auf ein Glück Verzicht leiſten

deſſen wahre Blüthe ihm nicht mehr werden kann. Es wird

ihm innerlich unmöglich sein, nach dem so Geringen zu greifen. Ich kann auch nicht in das einstimmen, was man über das Alter sagt. Es kann ein unglückliches und freudenloses geben, wie eine solche Jugend. Aber die Schicksale gleichgestellt, finde ich das Alter, selbst mit allen Schwächen, die es mitbringt, nicht arm an Freuden, die Farben und die Quellen dieser Freuden sind nur anders. Sie entspringen für mich immer ausschließlicher aus der Einsamkeit und der Beschäftigung mit meinen Ideen und Gefühlen. Das nimmt mit jedem Tage in mir zu. Ich fühle mich darin, und nur darin glücklich, und das ist so sichtbar, daß die wahrhaft diskreten unter meinen ältesten Bekannten diese Stimmung stillschweigend, aber durch die That ehren. — — — — — —

## Schluß.

Wir haben in den vorstehenden Blättern versucht, eine ungeschmückte, einfache Darstellung von Wilhelm von Humboldts Leben zu geben.

Wilhelm von Humboldt, eben so ausgezeichnet als Politiker und Staatsmann, wie als Schriftsteller und Kenner der höchsten Wissenschaften, gehörte zu den bedeutendsten Männern seiner Zeit, sein Name darf unter die glänzendsten gerechnet werden, welche in der Geschichte seines Vaterlandes Preußen mehr als in der Geschichte irgend eines andern Volkes zu finden sind. Der schärfste Verstand, eine unbegrenzte Uebersicht aller, selbst der schwierigsten Verhältnisse, eine Kenntniß der Wissenschaft aller Zeiten, eine wahrhaft klassische Bildung verbanden sich bei ihm mit eben so großer Herzensgüte wie persönlicher Liebenswürdigkeit. Er wird von seinen Zeitgenossen der „geistreichste" Mann genannt — er war mehr als das, er war für die äußeren Kreise des Lebens einer der be-

deutendsten, und für die innern Kreise einer der besten Männer. Mag man die Geschichte der Politik, die Geschichte der Litteratur oder die Geschichte der socialen Verhältnisse seiner Zeit schreiben — immer und überall wird er einen hohen, bedeutenden Platz einzunehmen haben. Diese Erkenntniß ist schon jetzt eine tief begründete — wir wünschen, daß sie die allgemeinste werde.

---

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

# Inhalt.


Seite

**Erster Abschnitt** . . . . . 7

Geburt. — Jugend- und Universitätsjahre.

**Zweiter Abschnitt** . . . . . 22

Erste Reise nach Paris. — Reise nach der Schweiz. — Aufenthalt in Erfurt und Weimar. — Verlobung. — Bekanntwerden mit Schiller. — Aufenthalt in Berlin. — Verheirathung. — Aufenthalt in Burgörner, Erfurt, Auleben u. s. w.

**Dritter Abschnitt** . . . . . 36

Aufenthalt in Jena, Tegel und Berlin. — Verhältniß zu Schiller und Göthe.

**Vierter Abschnitt** . . . . . 46

Zweite Reise nach Paris und Aufenthalt daselbst.

**Fünfter Abschnitt** . . . . . 59

Reise nach Spanien. — Rückkehr nach Deutschland. — Eintritt in den höheren Staatsdienst.

**Sechster Abschnitt** . . . . . 

Reise nach Rom. — Aufenthalt daselbst.

Seite

**Siebenter Abschnitt** . . . . . 85

W. v. Humboldt als Direktor der Abtheilung für den Kultus und öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern.

**Achter Abschnitt** . . . . . 93

W. v. Humboldt als außerordentlicher Gesandter in Wien, Bevollmächtigter zu Prag und Chatillon, bei dem ersten und zweiten Pariser Frieden, bei dem Congreß zu Wien.

**Neunter Abschnitt** . . . . . 103

W. v. Humboldt als Mitglied der Territorialcomission in Frankfurt, als Mitglied des Staatsraths in Berlin, als Gesandter in London.

**Zehnter Abschnitt** . . . . . 111

W. v. Humboldt im preußischen Ministerium des Innern vom 12. August — 31. December 1819.

**Elfter Abschnitt** . . . . . 122

W. v. Humboldt im Privatleben bis zum Tode seiner Gattin.

**Zwölfter Abschnitt** . . . . . 134

W. v. Humboldts letzte Lebensjahre.

**Dreizehnter Abschnitt** . . . . . 147

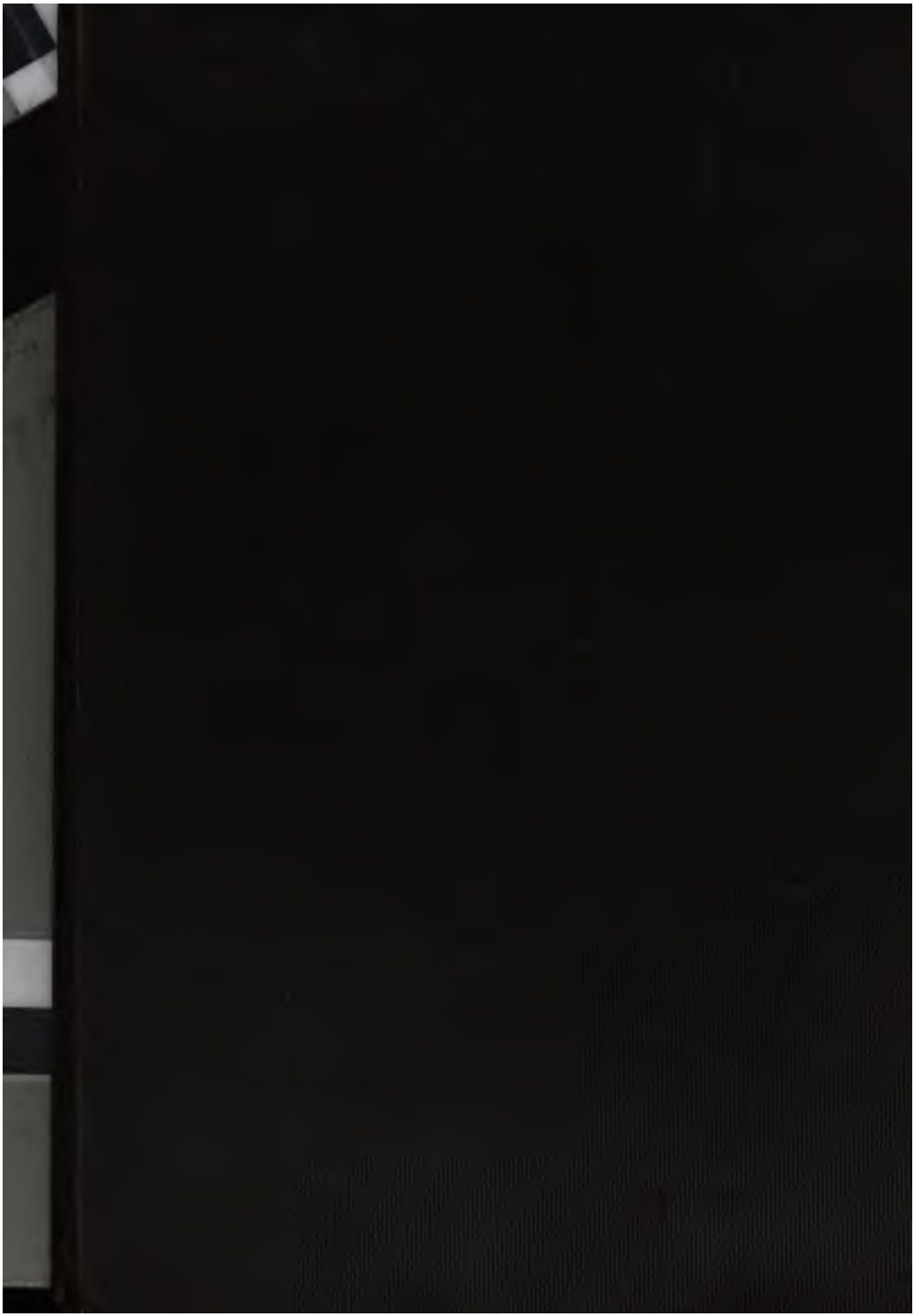
W. v. Humboldts Schriften. — Bruchstücke aus seinem Briefwechsel mit einer Freundin.

DD 422 .H8 E8 1854 C.1
Wilhelm von Humboldt
Stanford University Libraries
3 6105 037 960 106

DD
422
H8E8
1854

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

APR 14 1972

JUL - 1